

KATHOLISCHE SonntagsZeitung

FÜR DEUTSCHLAND

126. Jg. 18./19. Mai 2019 / Nr. 20

www.katholische-sonntagszeitung.de

Einzelverkaufspreis 1,80 Euro, 2063

Puppen aus aller Welt zu Gast in Augsburg



Für eine Ausstellung in der Augsburger Puppenkiste ist Ronja Räuber-
tochter (Foto: rmi) aus Frankfurt/Oder
angereist. In der Schau sind Figuren
aus Orten zu sehen, mit denen die
Fugger verbunden waren. **Seite 21**

Zu Besuch in der „Stadt der 100 Kirchtürme“



Fachwerkhäuser und gotische Ka-
thedralen: Rouen bezaubert mit
mittelalterlichem Flair. Auch auf
den Spuren der Jeanne d'Arc wan-
deln die Besucher der französischen
Hafenstadt (Foto: Loreck). **Seite 23**

Allgäuer dient seit 20 Jahren als Ministrant

„Unvergesslich“ bleibt für Benja-
min Nägele die Begegnung mit dem
Papst 2017 in Rom. Der Allgäuer
ist seit 20 Jahren Ministrant und
führt auch andere an dieses Amt
heran (Foto: privat). **Seite 5**



Vor allem ...

Liebe Leserin, lieber Leser

Das nenne ich Einsatz! Bun-
desweit engagieren sich in
den kommenden Tagen rund
80 000 Jugendliche 72 Stunden
lang für soziale Projekte (Seite
4). Ihr hehres Ziel: eine bessere
Zukunft.

Junge Menschen, die die Welt
verändern wollen? Das konnte
man in den vergangenen Mo-
naten häufiger hören. Gerade
in Zeiten von Klimastreiks und
freitäglichem Schulschwänzen ist
die Aktion, zu der der Bund der
Deutschen Katholischen Jugend
aufruft, besonders zu loben.

Bei den wöchentlichen „Fridays
for Future“ wird einfach nur
protestiert – und nebenbei der
schulische Erfolg aufs Spiel ge-
setzt. Die Aufmerksamkeit der
Medien ist den Demonstranten
dennoch sicher. Im Gegensatz
dazu packen die jungen Leute
bei der 72-Stunden-Aktion auch
wirklich an – bei ungleich gerin-
gerer Medienresonanz.

Nicht nur Katholiken, auch
kirchlich ungebundene Jugend-
gruppen wirken mit. Da werden
etwa Insektenhotels gebaut, um
den Artenschutz zu pflegen, oder
wird die Umwelt von wegge-
worfenem Müll gereinigt – alles
Dinge, die auch den klimaschüt-
zenden Schülern der „Fridays for
Future“ gut anstehen würden.



Ihr
Thorsten Fels,
Chef vom
Dienst

Mit Handwerk in die Zukunft



In Litauen gibt es zu wenige Spezia-
listen“, ist Artūras Tankevič über-
zeugt. Darum bildet er an einer katho-
lischen Berufsschule Zimmermänner
aus – eines von vielen Bildungspro-
jekten, die das Hilfswerk Renovabis in
Osteuropa unterstützt. **Seite 2/3**

Foto: Nowak



Vom Straßenkind zum Zimmermann: Artūras Tankevič (links) war einst selbst Absolvent der Schule, heute bildet er Zimmerleute aus.

PFINGSTAKTION VON RENOVABIS

Der Schlüssel fürs Leben

Eine katholische Schule in Litauen bietet Chancen durch berufliche Bildung

In der Luft liegt der Geruch von frisch gehobeltem Holz, der sich mit dem von gerade erst gebackenem Fisch vermischt. Je nachdem, welche Tür geöffnet wird, stehen junge Menschen um heiße Gasherde herum und wenden in der Pfanne liegende Filets oder bearbeiten große Holzbalken mit Schleifgeräten. „Sodžiaus meistrai“ (etwa: „die Gartenmeister“) heißt die wohl ungewöhnlichste Berufsschule Litauens, rund eine Autostunde südwestlich von der Hauptstadt Vilnius. Sie wird neben anderen vom Hilfswerk Renovabis im Rahmen der diesjährigen Pfingstaktion „Lernen ist Leben“ gefördert.

„Wir sind keine traditionelle Schule, wo es strenge Lehrer und eine Schulglocke gibt“, sagt Artūras Tankevič. Der 33-Jährige, vor zehn Jahren noch selbst unter den Schülern, unterrichtet nun angehende Zimmerleute. Als Lehrer sieht er sich nicht: „Zu mir kommen junge Leute und ich teile meine Erfahrung mit ihnen.“ Er bezeichnet sich nicht als „Mokytojas“, wie „Lehrer“ auf Litauisch heißt, sondern nutzt das französische Wort „formateur“. „Da steckt das Wort ‚gestalten‘ drin, das, was wir mit unseren Schülern machen“, sagt Tankevič. „Und mit unserem Material, dem Holz.“

Andere „Materialien“ werden dagegen in den Nebenräumen verarbeitet: In der Schulungsküche

nebenan schmecken Azubis ganze Mittagessen ab oder lernen die Zubereitung von Torten und Konfekt. In einem weiteren Gebäude befindet sich eine Töpferei. Sechs Berufe können in den Räumen der ehemaligen Kolchose erlernt werden, berichtet Direktorin Dalia Beigienė. „Wir geben unseren Schülern eine Chance und motivieren sie dazu“, sagt die Schulleiterin. Der Großteil der fast 80 Azubis komme aus zerrütteten Familien oder schwierigen sozialen Verhältnissen, berichtet Beigienė.

Ehemalige Straßenkinder

Edvintas Buivydyvič etwa lebte seit seinem sechsten Lebensjahr auf der Straße oder im Waisenhaus. Heute macht der 18-Jährige eine Ausbildung zum Koch und zur Servicekraft und absolviert den praktischen Teil seiner Ausbildung in einem Vier-Sterne-Hotel. „Arbeit und Schule zu vereinbaren geht ganz gut“, sagt er und fügt hinzu, dass ihm erst die Schule eine neue Perspektive eröffnet habe. Vorher habe er nicht so recht gewusst, was er machen solle mit seinem Leben.

Perspektiven schaffen und Chancen ermöglichen, darum ging es 2002 bei der Gründung der Lehranstalt, erzählt Direktorin Beigienė. „Der Gedanke damals war, dass die Kinder einen Beruf erlernen sollen, um einen Job zu bekommen und

die Straße zu verlassen“, erinnert sie sich. Doch weil es in Litauen keine vergleichbaren Schulen gab – das seit 1991 unabhängige Land befand sich in einem schwierigen Transformationsprozess –, übernahm man Ausbildungskonzepte aus Frankreich und Deutschland.

Zwei Wochen praxisnaher Unterricht in der Schule und zwei Wochen Mitarbeit in einem Unternehmen umfasst das litauenweit ungewöhnliche und erfolgreiche Konzept, das der „dualen Ausbildung“ in Deutschland ähnelt. „Wenn ich die

Schule beende, habe ich schon fast zwei Jahre Arbeitserfahrung und ein Diplom in der Tasche“, sagt Laurynas Palaitis. Der 28-Jährige hat bereits eine „klassische“ Berufsschule abgeschlossen und viel auf europäischen Baustellen gearbeitet. „Ich kam zurück nach Litauen und wollte nochmal eine Schule besuchen, in der ich einen spezialisierten Beruf mit hoher Qualität lernen kann.“

„In Litauen gibt es zu wenige Spezialisten. Zu wenige gute Zimmerleute“, merkt Ausbilder Tankevič an. Zum einen liegt es daran, dass



▲ Edvintas Buivydyvič (links) wird in einem Vier-Sterne-Hotel zur Servicekraft ausgebildet. Die Theorie lernt er in der „Sodžiaus meistrai“-Schule.



▲ Litauens Hauptstadt Vilnius: Wegen eines einseitigen Bildungssystems finden junge Menschen nur schwer einen Arbeitsplatz. Renovabis will die ganzheitliche Bildung im „postsowjetischen“ Land unterstützen und Jugendlichen so eine Perspektive geben.

sehr viele junge Menschen auf der Suche nach besseren Verdienstmöglichkeiten das Land verlassen, zum anderen an der Bildungssituation in der Baltenrepublik.

Einerseits erlebte das oft als „postsowjetisch“ bezeichnete Land seit 1991 eine regelrechte Bildungsexpansion – 58 Prozent der 30- bis 34-Jährigen hatten 2017 einen Hochschulabschluss und Litauen damit einen EU-weiten Spitzenwert gegenüber 34 Prozent der gleichaltrigen Deutschen. Gleichzeitig gehe es aber im litauischen Bildungssystem zu oft um Quantität, statt Qualität, bemängeln Kritiker.

Lilija Duoblienė, Bildungsforscherin an der Universität Vilnius, verweist auf internationale Vergleiche, nach denen Litauens Bildungssystem ein eher niedriges Niveau habe. „Wir sollten nicht nur auf die guten Plätze in dieser Vergleichsstatistik schielen“, sagt die Professorin. Es gehe darum, die Gesellschaft insgesamt weiterzubringen. Dann stellt sie die Frage: „Was ist besser? Schüler und Studenten, die gerne lernen, oder welche, die nur auf gute Noten aus sind?“

Stichworte wie „lebenslanges Lernen“ seien in Litauen noch relativ unbekannt, kritisiert sie. Selbst im akademischen Umfeld würden Weiterbildungsangebote nur pro forma wahrgenommen. „Gerade in der älteren Generation gibt es nicht die Tradition, sich auch im Berufsleben weiter zu qualifizieren.“

Die hohe Rate an Hochschulabsolventen ist ein „sowjetisches Relikt“, sagt Duoblienė. „Die Eltern drücken ihre Kinder regelrecht in die Unis, weil sie glauben, dass sie so ein besseres Leben haben. Aber nicht alle eignen sich für ein Studium und viele Studenten finden mit dem Abschluss keinen Job, weil ihnen Spezialisierung und Berufspraxis

fehlen“, beobachtet sie. Ein neuer „Trend“ sei es, nach dem Studium in die Berufsschule zu gehen.

So hat es Mindaugas Vysniauskas gemacht. Nachdem er am Designkolleg in Vilnius einen Bachelorstudiengang absolviert hatte, besuchte der heute 28-Jährige die „Sodžiaus meistrai“. „Ich wollte etwas Praktisches lernen“, sagt er. Nach dem Berufsabschluss hat er direkt bei einem Holzbetrieb in der Nähe angefangen. „Einen Job zu finden, war nach der Schule nicht schwer, aber die Bezahlung ist noch nicht so gut“, sagt Vysniauskas. Ein Grund, weshalb er ans Auswandern denkt.

Migration als Problem

Migration ist gerade für das Bildungssystem eine große Herausforderung. Auf dem Land müssen Schulen wegen Schülermangel schließen, ganze Universitäten werden zusammengelegt. Gleichzeitig seien es aber gerade die gut ausgebildeten, jungen Litauer, die auf der Suche nach Arbeit und einem besseren Leben auswandern, hält Bildungsforscherin Duoblienė fest.

Deshalb fehlen Auszubildende. Auch „schwierige Schüler“ lassen sich heute vermitteln, beobachtet Schuldirektorin Dalia Beigienė. Das liege auch am guten Ruf ihrer Berufsschule. Hier werde Bildung ganzheitlich betrachtet. Tugenden und christliche Werte wie Respekt, Toleranz und Solidarität gehören zum Lehrplan. Alles Stichworte, die auch Schwester Danguolė Gervytė unterschreiben kann. Sie ist Vizedirektorin einer weiteren, für Litauen ungewöhnlichen Schule.

Das „Palaimintojo Teofiliaus Matulionio“-Gymnasium, wenige Kilometer vom Stadtzentrum der Hauptstadt Vilnius entfernt, ist in mehrerer Hinsicht besonders: Statt

einer Schulglocke gibt es jazzige Musik als Gong, auf den Fluren schwirren sowohl Grundschüler als auch Abiturienten und von den fast 600 Schülern haben etwa 100 eine Behinderung oder Lernschwäche. „Wir bilden fürs Leben“, sagt die Vizedirektorin von Litauens erster Schule für Inklusion.

Und dabei gehe es nicht nur um „akademisches Wissen“. „In Zukunft, wenn alles automatisiert sein wird, brauchen die Menschen neben technischem Wissen auch soziale

Fähigkeiten“, meint Schwester Danguolė, die auch Religionslehrerin ist. „Sie werden viel kreativer und flexibler sein müssen, denn oft ist der Job nicht fürs Leben, sondern erfordert auch eine Anpassung.“

Wenn in den Klassen Schüler mit Behinderungen seien, erweitere das den Horizont der Mädchen und Jungen. Es gebe aber auch Eltern, die es störe, wenn in der Klasse ihrer Kinder verhaltensauffällige Mitschüler sitzen. „Vielleicht verlieren wir so einige Interessenten, aber Inklusion und die sich daraus ergebende ganzheitliche Bildung ist unser Profil.“

Wieder andere Eltern wundern sich, wieso die Schüler nicht noch mehr auf zentrale Prüfungen wie das Abitur vorbereitet werden. „Wir brauchen die Kinder nicht zu stressen“, entgegnet die Ordensfrau. „Prüfungen sind nur ein Teil der Schule.“ Die Schüler sollten auch auf das Leben vorbereitet werden, konstatiert sie. Wenn man den Fokus lediglich auf Prüfungen setze, „würden die Schüler erst mit 18, nach der Schulentlassung, anfangen zu leben.“

Die Schüler werden bei ihrem Start ins Leben begleitet. Manche leben sogar in dem zur Schule gehörenden Wohnheim. „Bildung ist der Schlüssel für ein gutes Leben“, bringt es Ordensfrau Danguolė auf den Punkt. *Markus Nowak*

Renovabis
www.renovabis.de

Lernen ist Leben

Unterstützen Sie Bildungsarbeit im Osten Europas!

Pfingstkollekte am 9. Juni 2019

Konto IBAN DE24 7509 0300 0002 2117 77 bei LIGA Bank eG
oder IBAN DE17 3706 0193 3008 8880 18 bei Pax-Bank eG
Bitte als Verwendungszweck „LERNEN“ auf Ihrer Überweisung vermerken!

Kurz und wichtig



Anschlag auf Kirche

Im westafrikanischen Burkina Faso starben am Sonntag sechs Menschen bei einem Anschlag auf eine katholische Kirche. Unter den Opfern ist auch ein Priester. Bewaffnete Islamisten hatten zu Beginn der Messe die Kirche gestürmt und auf Gläubige geschossen. In Burkina Faso haben Terroranschläge seit Ende 2015 stark zugenommen. Anfang Mai sagte Bundeskanzlerin Angela Merkel Unterstützung für den Kampf gegen islamistischen Terrorismus zu.

Ehrenbürgerwürde

Die oberbayerische Gemeinde Surberg hat dem emeritierten Papst Benedikt XVI. (92; Foto: imago) die Ehrenbürgerwürde verliehen. Um ihm die Urkunde zu überreichen, reiste Bürgermeister Josef Wimmer mit einer Delegation eigens nach Rom. „Die gesamte Gemeinde Surberg, einschließlich der Pfarrfamilie Sankt Georg in Surberg, freut sich von ganzem Herzen, dass Sie nun wieder ‚einer von uns‘ sind“, sagte Wimmer in seiner Rede. Dazu gab es Geschenke für Benedikt: eine Tischdecke und ein Heimatbuch der Gemeinde. Surberg liegt östlich von Traunstein. Im Gemeindeteil Hufschlag steht das ehemalige Wohnhaus der Familie Ratzinger. Hier wohnte Joseph Ratzinger mit seinen Eltern und Geschwistern von 1937 bis 1951.

Altbischof gestorben

Der frühere Würzburger Bischof Paul-Werner Scheele ist am vergangenen Freitag im Alter von 91 Jahren verstorben. Scheele gehörte fast drei Jahrzehnte der Bischofskonferenz an. Besonders die Ökumene lag ihm am Herzen. Für sein Wirken erhielt er viele kirchliche und weltliche Auszeichnungen. Seine Beisetzung ist für den 18. Mai in der Krypta des Doms geplant.

Asia Bibi in Kanada

Die im Januar vom Vorwurf der Lästung gegen den Islam freigesprochene Katholikin Asia Bibi ist in ihrem Exil in Kanada angekommen. Das bestätigte ihr Anwalt Saiful Malook dem pakistanischen Nachrichtenportal „Dawn“. In Kanada leben ihre fünf Kinder. Bibi war 2009 auf Basis des pakistanischen Blasphemiegesetzes in ihrem Heimatort in der Region Punjab festgenommen worden. Muslimische Frauen hatten die Christin beschuldigt, durch das Trinken aus demselben Gefäß das Wasser verunreinigt und den Propheten Mohammed beleidigt zu haben. Bibi bestritt die Vorwürfe, wurde aber im November 2010 in erster Instanz zum Tod durch den Strang verurteilt.

Wallfahrt erlaubt

Papst Franziskus hat entschieden, dass künftig offizielle Pilgerfahrten zum Marienwallfahrtsort Medjugorje organisiert werden dürfen. Die seelsorgliche Entscheidung ist laut vatikanischem Presseamt jedoch nicht als Anerkennung der angeblichen Wundererscheinungen auszulegen. Seit 1981 sollen sich in dem kleinen Ort in Bosnien-Herzegowina angeblich täglich Marienerscheinungen abspielen. Medjugorje zieht jährlich mehrere Millionen Pilger an.

► Eingriffe in das menschliche Erbgut (im Bild ein Embryo im Zellstadium) bezeichnet der Ethikrat als „derzeit ethisch unverantwortlich“. Damit schließt er solche Eingriffe nicht grundsätzlich aus.

Foto: gem



Nicht unantastbar?

Kirche und Politik kritisieren Ethikratsexpertise zu Eingriffen in die menschliche Keimbahn

BERLIN (KNA) – Die Stellungnahme des Deutschen Ethikrats zu Möglichkeiten, in das Genom menschlicher Embryonen oder in Keimzellen einzugreifen, ist auf geteiltes Echo gestoßen.

Allgemeine Zustimmung fand die Forderung des Rats nach einem Moratorium für die klinische Anwendung sogenannter Keimbahneingriffe. Vertreter der Union begrüßten die Stellungnahme als „guten Ausgangspunkt“. Deutlich kritisch äußerten sich hingegen SPD, FDP und die katholische Kirche zu Teilen des Papiers.

Der Ethikrat hatte in seiner Expertise ein Anwendungsmoratorium für mögliche Eingriffe in die menschliche Keimbahn verlangt. Derartige Eingriffe in das Erbgut des Menschen seien derzeit wegen ihrer unabsehbaren Risiken ethisch unverantwortlich. Das Gremium hielt aber in seiner Mehrheit die menschliche Keimbahn nicht grundsätzlich für „unantastbar“.

Existenzbestimmend

Der Pressesprecher der Deutschen Bischofskonferenz, Matthias Kopp, sagte, die katholische Kirche habe „erhebliche Vorbehalte gegen die Annahme, dass die menschliche Keimbahn nicht kategorisch unantastbar ist“. Das gelte auch gegenüber der Vorstellung, dass „keine weiteren prinzipiellen Gründe gegen die Weiterverfolgung der Entwicklung von Keimbahneingriffen am Menschen sprechen“. Die Kirche vertrete demgegenüber die Auffassung, „dass die Keimbahn grundlegende Aspekte der menschlichen Existenz bestimmt, die von derartigen Eingriffen berührt würden“.

Ausdrücklich wandte sich Kopp auch gegen einen Rückgriff auf

menschliche Embryonen zu Forschungszwecken: „Aus Sicht der Kirche geht die unverlierbare, unhintergehbare Würde des Menschen vom Zeitpunkt der Kernverschmelzung von Ei- und Samenzelle mit einem abwägungsresistenten Recht auf Leben einher.“

Der Berichterstatter der SPD, René Röspel, nannte es „erstaunlich“, dass der Ethikrat „Eingriffe in die menschliche Keimbahn unter bestimmten Bedingungen für zulässig hält und maßgeblich die technische Machbarkeit als zu erfüllende Voraussetzung sieht“. Zugleich lasse der Rat die zentralen Fragen „im Wesentlichen unbeantwortet“. Dazu gehöre neben der selbstverständlichen Bedingung, dass ein solches Verfahren medizinisch sicher sein muss, die Frage „wer mit welchem Recht und nach welchen Maßstäben das Genom beziehungsweise die Eigenschaften eines noch nicht geborenen Menschen verändern darf“.

Die zuständige Berichterstatterin der Union, Katrin Staffler (CSU), sprach von einer „wichtigen Orientierungshilfe“. Man müsse aber dabei „sowohl die Risiken bei Keimbahneingriffen am menschlichen Embryo als auch die Potenziale von Genom-Editierung im Bereich der somatischen Gentherapie in den Blick nehmen“, sagte sie.

Die Fraktions-Vize der Linkspartei, Petra Sitte, betonte, die Folgen der Eingriffe in die menschliche Keimbahn und damit in das vererbte Genom seien „nicht genügend erforscht und ethisch höchst fragwürdig. Wir wissen schlicht noch zu wenig über das Zusammenspiel der Gene, um die Keimbahn-Therapie risikofrei zu realisieren.“

Hinweis

Lesen Sie dazu einen Kommentar auf Seite 8.

Zukunft aktiv mitgestalten

BDKJ ruft deutschlandweit zur 72-Stunden-Aktion auf

KÖLN (epd) – Rund 80 000 junge Menschen beteiligen sich an der bundesweiten 72-Stunden-Aktion des Bunds der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ).

„Wir wollen zeigen, dass Jugendliche die Zukunft der Gesellschaft aktiv mitgestalten“, sagte der BDKJ-Bundesvorsitzende Thomas Andonie. Vom 23. bis 26. Mai setzen rund 3300 Aktionsgruppen so-

ziale Projekte um. Ziel ist es, in 72 Stunden die Welt zu verbessern.

Die Projekte reichen von Tauchgängen in Seen mit dem Ziel, den Grund von Müll zu befreien, über die Organisation von Kinderfesten bis hin zum Bauen von Insektenhotels. Dass auch viele Gruppen ohne kirchlichen Bezug mit dabei sind, zeige, dass die Aktion über die kirchlichen Strukturen hinaus wirke, sagte Andonie.

SEIT 20 JAHREN MINISTRANT

„Es macht Freude und verbindet“

Benjamin Nägele führt Jungen und Mädchen an den Dienst am Altar heran

Wie wird man eigentlich Ministrant? Welche Aufgaben hat man? Benjamin Nägele hat Fragen wie diese schon oft gehört. Immerhin betreut der junge Mann als Oberministrant in Ottobeuren eine Schar von 180 Messdienern. Behutsam und spielerisch führt er mit seinem Team Jungen und Mädchen an den Dienst am Altar heran.

Nägeles Antrieb ist sein tiefer Glaube – und so steckt der 30-Jährige viele ehrenamtliche Stunden in die Arbeit mit seinen „Minis“. „Mir ist es wichtig, den Kindern und Jugendlichen nicht nur Spiel und Spaß in den Gruppenstunden zu bieten, sondern ihnen auch etwas für ihren Glaubensalltag mitzugeben“, sagt er. Deshalb sind die Minis in sieben „Ministunden“ eingeteilt, die regelmäßig unter der Woche stattfinden.

Werbung in den Schulen

„Ministrant kann man ab der Erstkommunion, also ab der 3. Klasse, werden“, erklärt Nägele. „In Ottobeuren gehen wir dazu in die Schulen und stellen diesen Dienst sowie damit auch unser ganzes Jahresprogramm vor.“ Die Erfahrung zeige, dass diese Besuche viele Kinder motivieren.

Nägele selbst wurde erst in der 4. Klasse Ministrant. „Vorher war mir das Fußballspielen wichtiger“, gibt er freimütig zu. Zu den Ministranten kam er durch seine Schwester, die ihm immer



▲ In der Ottobeurer Pfarrei Sankt Alexander und Theodor gibt es über 180 Ministranten. Gemeinsam veranstalten sie Sporttage, Faschingsfeiern, Minitage und -fahrten, Miniwochenenden, Fußballturniere und vieles mehr. Fotos: Schaupp, privat

begeistert davon erzählt hatte. An seine Anfänge erinnert er sich noch gut: „Die ersten Gottesdienste, in denen ich gedient habe, waren morgens um 6.30 Uhr. Das war die klassische Frühmesse, in der alle Neuen ran mussten. Es machte mir aber damals schon große Freude.“

Inzwischen ist er seit elf Jahren Oberministrant und feiert in diesem Monat sein 20-jähriges Ministranten-Jubiläum in der Pfarrei Sankt Alexander und Theodor in Ottobeuren. Seither hat sich einiges getan: „Vor etwa zehn Jahren waren es noch um die 50 Minis. Jetzt ist die Ministrantenschar bereits auf weit über 180 Minis angestiegen“, freut sich Benjamin Nägele. „Viel wichtiger als die Zahl ist aber der Kern unseres Dienstes und unseres Wirkens im Alltag: Jesus Chris-

tus. Er sollte der Mittelpunkt unseres Lebens sein.“

Gemeinsam veranstalten die Minis Sporttage, Faschingsfeiern, Ministrantentage und -fahrten, Miniwochenenden, Fußballturniere und vieles mehr. „Da ist für jeden etwas dabei“, sagt Nägele. Das Fundament bilden die sieben wöchentlichen Gruppenstunden: „Dort beten wir auch, singen gerne Lobpreislieder und reden über Glaubens Themen.“

Jeder ist wichtig

Nägele und sein Organisationsteam versuchen, auf die Wünsche in den verschiedensten Altersgruppen einzugehen. „Das nimmt viel Zeit in Anspruch, lohnt sich aber“, betont der 30-Jährige. „Wenn ich den Ministrantenplan schreibe, achte ich darauf, die Dienste altersgemäß zu verteilen – damit jeder auf seine Kosten kommt. Für mich ist jeder Messdiener und auch jede Aufgabe während des Gottesdienstes wichtig. Deshalb bedanke ich mich nach jeder Heiligen Messe immer bei den Ministranten, bevor sie nach Hause gehen.“

Nach großen Festen, etwa nach der Fronleichnamsprozession, gehen alle auch mal zusammen Eis essen. Für Minis, die fünf, zehn oder noch mehr Jahre dabei sind, gibt es Jubiläumsfeiern. Zu den Ministunden bekommen die Jüngeren einen Ministrantenstempel, wenn sie beispielsweise ein Arbeitsblatt gestaltet haben. Bei 15, 40, 80 und 100 Stempelabdrücken gibt es eine Belohnung.

So ist in Ottobeuren eine große, enge Gemeinschaft entstanden. „Ministrant zu sein ist eine tolle Sache, macht Freude und verbindet“, sagt Benjamin Nägele. Das gilt auch über die eigene Pfarrei oder Pfarreiengemeinschaft hinaus. red

Information

Die Katholische Jugendstelle Memmingen bietet für Ministranten fast jedes Jahr einen großen Ministrantentag, einen Kinogottesdienst und vieles mehr an. An diesem Samstag treffen sich Minis aus der ganzen Region zum Ministrantentag in Ottobeuren. Näheres unter www.pg-ottobeuren.de (unter dem Menüpunkt „Gruppen“) sowie auf Instagram unter www.instagram.com/pgottobeuren.



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat Mai

... dass die Kirche in Afrika durch den Einsatz ihrer Mitglieder die Einheit unter den Völkern fördert und dadurch ein Zeichen der Hoffnung bildet.



PAPST ÜBER PHARISÄER:

Geistliche Vorväter des Judentums

ROM (KNA) – Der Papst hat für ein differenziertes Bild der Pharisäer geworben. Das Wort „Pharisäer“ werde oft zu Unrecht gleichgesetzt mit „einer selbstgerechten oder heuchlerischen Person“, sagte Franziskus bei einer internationalen Tagung zum Thema „Jesus und die Pharisäer“ in Rom. Diese seien für Juden die Gründer des rabbinischen Judentums und somit ihre geistlichen Vorväter.

Gesetze gegen Missbrauch

Papst verschärft Kirchenrecht – Regeln für Verfahren gegen Bischöfe

ROM – Unter dem Titel „**Vos estis lux mundi – Ihr seid das Licht der Welt**“ hat Papst Franziskus ein neues **Motu Proprio veröffentlicht. Darin geht es um die Meldepflicht für Missbrauchsfälle, um verpflichtende Anlaufstellen in jedem Bistum und um den Umgang mit Vorwürfen gegen Bischöfe.**

Ein Motu proprio ist ein kirchenrechtlich relevanter Beschluss. Der Vatikan veröffentlichte es vorige Woche. Es geht dem Papst um den Einsatz gegen Missbrauch, aber auch gegen die Vertuschungen, die „darauf abzielen, die Untersuchung des Missbrauchs zu stören oder zu umgehen“, heißt es in dem Dokument.

Universale Antworten

Mit den neuen Bestimmungen seien „universale und konkrete Antworten auf das Phänomen des Missbrauchs“ gegeben worden, bewertet der Präfekt der Kongregation für die Bischöfe, Kardinal Marc Ouellet, das Schreiben. Es sei die Frucht der

Beratungen der Kinderschutz-Konferenz im Februar im Vatikan.

Erzbischof Charles Scicluna, beigeordneter Sekretär an der Glaubenskongregation, hält das Dokument gar für „epochal“, denn damit werden Verurteilungen erleichtert. Dies werde nicht nur durch die Schaffung geeigneter Strukturen auf diözesaner Ebene, „sondern auch durch die Aufnahme und Beachtung der Würde der Opfer dank der engen Zusammenarbeit der Bischofskonferenzen“ möglich sein, sagte der vatikanische Experte für Missbrauchsaufarbeitung.

Was neu ist: Alle Bistümer weltweit sind verpflichtet, bis Juni 2020 „der Öffentlichkeit leicht zugängliche Verfahren“ zu ermöglichen, um sexuellen Missbrauch durch Geistliche und Ordensleute sowie andere Delikte wie Kinderpornografie anzeigen zu können. Wie genau diese Verfahren aussehen sollen, bestimmt der Papst nicht. Das sollen die Ortskirchen selbst festlegen.

Zu den wichtigsten Neuerungen gehört ein Verfahren, Vertuschungen und Unterlassungen von

Verantwortlichen aufzuspüren. Für entsprechende Voruntersuchungen gegen Bischöfe erhalten die Metropolitan-Erzbischöfe eine besondere Rolle. In Deutschland sind dies die Erzbischöfe von Köln, München, Hamburg, Berlin, Paderborn, Bamberg und Freiburg. Diese können sich weiterer Fachleute, vor allem auch Nicht-Kleriker, bedienen.

Zudem werden alle Kleriker und Angehörigen von Ordensgemeinschaften rechtlich verpflichtet, Informationen über möglichen Missbrauch oder eventuelle Unterlassungen beim Kirchenoberen zu melden. Dies gilt künftig nicht mehr nur im Fall minderjähriger und schutzbefohlener Opfer, sondern auch, wenn Ordensfrauen sowie abhängige volljährige Seminaristen oder Ordensnovizen betroffen sind, sowie im Fall von Kinderpornografie. *Mario Galgano/KNA*

Information

Das Motu Proprio ist auf unserer Internetseite unter „Dokumentation“ verfügbar: www.katholische-sonntagszeitung.de und www.bildpost.de.

Hoffen auf eine bessere Zukunft

Päpstlicher Almosenmeister besuchte im Auftrag von Franziskus Flüchtlinge auf Lesbos

LESBOS – Papst Franziskus hat vorige Woche seinen Almosenmeister auf die griechische Insel Lesbos geschickt, um den Flüchtlingen seine Nähe zu bekunden. Wir sprachen mit Kardinal Konrad Krajewski (Foto: KNA).

Eminenz, weshalb sind Sie und der Präsident der EU-Bischofskommission Erzbischof Jean-Claude Hollerich nach Lesbos gefahren?

Wir sind gekommen, weil wir den Heiligen Vater in diesen Camps vertreten wollten. Hier gibt es



Flüchtlinge, aber auch viel Leid und Schmerz. Die Europäische Union hat diese Menschen vergessen. Es gibt hier so viele, die auf eine bessere Zukunft hoffen.

Haben Sie etwas von Papst Franziskus mitgebracht?

Der Papst hat eine Unterstützung mitgegeben. Diese ist an die Caritas Griechenland gerichtet. Er spendet 100 000 Euro, um vor allem die Grundbedürfnisse abzudecken.

Was haben Sie vor Ort erlebt?

Wir sahen hier viele Kinder. Es gibt so viele schwangere Frauen. Sie warten seit Monaten darauf, dass die EU ihre Tore öffnet und sie aufnimmt. Hier auf Lesbos haben sie keine Hoffnung.

Papst Franziskus war vor drei Jahren selbst auf Lesbos. Ist davon noch etwas zu spüren?

Der Heilige Vater hat zwar diese Insel nach seinem Besuch verlassen, doch er ist im Geiste hiergeblieben. Er hat dieses Zentrum nie verlassen.

Interview: Mario Galgano

DIE WELT



VOR 25 JAHREN

Das letzte Wort ist gesprochen

Johannes Paul II. wollte Debatte um Frauen-Priestertum ein für alle Mal beenden



◀ Derzeit demonstrieren in ganz Deutschland Frauen unter dem Motto „Maria 2.0“ für eine Erneuerung der Kirche. Eine ihrer Forderungen: die Priesterweihe für Frauen. Dabei hat Johannes Paul II. vor 25 Jahren die Debatte um das Frauen-Priestertum eigentlich für beendet erklärt.

Foto: KNA

schen Tageszeitungen. „Das kann auch nicht ein Papst alleine entscheiden. Das ist eine zu große Frage, als dass sie vom Schreibtisch eines Papstes aus geklärt werden könnte.“ Seine Aussage bezog Schönborn explizit auf eine Weihe von Frauen zu Diakonen, Priestern und Bischöfen.

„Diese Tür ist zu“

Verhärtung gäbe es auch ökumenisch im Verhältnis zu den Ostkirchen, die ein Frauenpriestertum vehement ablehnen. Viele protestantische Kirchen haben zwar ordinierte Frauen, sind in dieser Frage aber nicht einheitlicher Meinung. Franziskus bekräftigte zur Priesterweihe von Frauen: „Diese Tür ist zu.“

Anders sieht die Lage beim Thema Diakonat aus. Eine von Franziskus eingesetzte Kommission ging zwei Jahre lang dieser Frage nach. Die Expertenrunde habe zwar kürzlich ihre Arbeit beendet, sei aber zu keiner gemeinsamen Schlussfolgerung gekommen, erklärte Papst Franziskus vorige Woche beim Rückflug von seiner Balkanreise. In absehbarer Zeit werde es darum keine Entscheidung dazu geben.

Bis zu einem gewissen Punkt seien sich die Fachleute einig gewesen, für eine Entscheidung bedürfe es jedoch weiterer Arbeit und Überlegungen. Dazu sollten die Kommissionsmitglieder ihre jeweiligen Thesen und Befunde noch weiter untersuchen und ausbauen.

Den Quellen zufolge habe es in einigen Regionen, etwa dem antiken Syrien, Diakoninnen gegeben, in anderen Regionen nicht. Sie taufte demnach damals Frauen. Auch Salbungen kranker Frauen hätten die Diakoninnen vorgenommen. Ob ihr Amt allerdings sakramental verstanden wurde, darüber seien sich die Experten uneins, sagte der Papst.

Stefanie Stahlhofen

ROM – Vor 25 Jahren wollte Johannes Paul II. mit dem Schreiben „Ordinatio sacerdotalis“ Diskussionen zum Frauenpriestertum endgültig beenden: Die Kirche habe dazu „keinerlei Vollmacht“. Während in dieser Angelegenheit für Papst Franziskus „das letzte klare Wort gesprochen“ ist, sieht die Lage bei einem möglichen Diakonat der Frau etwas anders aus.

„Damit also jeder Zweifel bezüglich der bedeutenden Angelegenheit, die die göttliche Verfassung der Kirche selbst betrifft, beseitigt wird, erkläre ich kraft meines Amtes, die Brüder zu stärken, dass die Kirche keinerlei Vollmacht hat, Frauen die Priesterweihe zu spenden, und dass sich alle Gläubigen der Kirche endgültig an diese Entscheidung zu halten haben.“

Mit dieser Aussage und einer knapp zehn Absätze umfassenden Begründung wollte Papst Johannes Paul II. im Mai 1994 die andauernde Diskussion um die Priesterweihe

für Frauen in der katholischen Kirche beenden. Dies war das erklärte Ziel des Apostolischen Schreibens „Ordinatio Sacerdotalis“ vom 22. Mai 1994. Ganz erreicht ist es bisher nicht. Immer wieder flammt die Frage auf: Soll die katholische Kirche Frauen zu Priestern weihen?

Glaubensgut der Kirche

Die Debatte ganz zu beenden, gelang weder dem Papst aus Polen noch seinen Nachfolgern. Bereits im Oktober 1995 stellte die Glaubenskongregation im „Osservatore Romano“ klar: Das Nein zur Priesterweihe für Frauen gehört zum Glaubensgut der Kirche. 2016 erklärte Papst Franziskus auf dem Rückflug aus Schweden: „Hinsichtlich der Weihe von Frauen in der katholischen Kirche hat der heilige Johannes Paul II. das letzte klare Wort gesprochen – und das bleibt.“

Gleichwohl wurde weiterhin gefragt, ob Johannes Paul II. eine unfehlbare Lehrentscheidung getroffen

habe oder nicht. Ja, hat er, lautete die Antwort der Glaubenskongregation im Mai 2018. In seinem Beitrag „Zu einigen Zweifeln über den definitiven Charakter der Lehre von „Ordinatio sacerdotalis““ bekräftigte ihr Präfekt, Erzbischof Luis Ladaria, „dass sich die Unfehlbarkeit nicht nur auf feierliche Erklärungen durch ein Konzil oder auf päpstliche Definitionen ex cathedra bezieht, sondern auch auf das ordentliche und allgemeine Lehramt der in aller Welt verstreuten Bischöfe, wenn sie in Gemeinschaft untereinander und mit dem Papst die katholische Lehre als endgültig verpflichtend vortragen“.

Kritiker wenden hingegen ein, es müsse noch erwiesen werden, dass alle Bischöfe weltweit die Meinung Johannes Pauls II. vertreten. Offenheit in der Debatte hatte wenige Monate vor Ladarias Erklärung etwa der Wiener Kardinal Christoph Schönborn signalisiert. Die Weihefrage könne „sicher nur von einem Konzil geklärt werden“, sagte er in einem Interview mit mehreren österreichi-

Aus meiner Sicht ...



Alfred Herrmann war Redakteur der Neuen Bildpost und ist freier Autor und Journalist in Berlin.

Alfred Herrmann

Aufgeschoben ist nicht aufgehoben

Der Deutsche Ethikrat scheint sich auf den ersten Blick klar zu positionieren: Er verlangt ein internationales Anwendungsmoratorium, was den Eingriff in die menschliche Keimbahn betrifft. Der unabhängige Sachverständigenrat lehnt Gen-Veränderungen an Ei-, Samen- und Embryozellen als zu risikoreich ab. Eingriffe in die menschliche Keimbahn sollen tabu bleiben – vorerst wenigstens.

Genau hier aber gehen die Meinungen auseinander. Denn der Ethikrat schließt seit letzter Woche nicht mehr grundsätzlich den Weg zu gentechnisch veränderten Babys aus. Es ergebe sich „keine kategorische Unantastbarkeit der menschlichen Keimbahn“, heißt es in seiner Stellungnahme.

Zugegeben, es klingt natürlich verlockend und könnte einem sogar moralisch geboten erscheinen, schwerste Erbkrankheiten direkt am Beginn des Lebens ein für alle Mal auszulöschen, indem man einfach die relevanten Gene im Embryo austauscht. Doch wie wird die Wirklichkeit eines gen-veränderten Menschen aussehen? Bereits dafür, eine Keimbahnintervention hinzubekommen, braucht es reichlich Grundlagenforschung – eine Forschung, die das deutsche Embryonenschutzgesetz aushebelt. Eine Mehrheit im Ethikrat habe sich offen für Experimente an Embryonen und damit für eine verbrauchende Embryonenforschung ausgesprochen, heißt es aus den Reihen des Gremiums.

Umso notwendiger, dass sich die Kirche einmal mehr deutlich gegen die Antastbarkeit der menschlichen Keimbahn positioniert. In der Reaktion auf die Stellungnahme des Ethikrats beschreibt der Pressesprecher der Deutschen Bischofskonferenz, Matthias Kopp, treffend die Haltung der Kirche: dass „die Keimbahn grundlegende Aspekte der menschlichen Existenz bestimmt, die von derartigen Eingriffen berührt würden“.

Er erinnert also daran: Es geht bei dieser Frage um nichts Geringeres als um die in unserem christlichen Glauben grundgelegte und in unserem Grundgesetz verbriefte Würde des Menschen. Und die ist unantastbar – vom ersten Moment an!



Johannes Müller ist Chefredakteur unserer Zeitung.

Johannes Müller

Eine Hymne, die Geister scheidet

Welche deutsche Hymne mir am besten gefällt? Die Hymne der DDR. Bevor nun die Empörung losbricht, sofort die Erklärung hinterher, dass ich damit nur die schmissige, schwungvolle Melodie meine. Früher, etwa bei olympischen Spielen, ertönte „Auferstanden aus Ruinen“ am laufenden Band, weil die mit Doping-Mitteln vollgestopften DDR-Sportler eine Medaille nach der anderen abräumten. Ein Ohrwurm für die Ideologie!

Damit ist auch schon gesagt, was ich inhaltlich von der DDR-Hymne halte. Nicht viel mehr halte ich auch vom jüngsten Vorschlag eines ostdeutschen Ministerpräsidenten, Deutschland müsse sich 30 Jahre nach dem Mauerfall eine neue Hymne suchen: Bodo

Ramelow, Thüringens Landesvater von der Linken, hat damit viel Aufsehen erregt.

Also: Welche Hymne hätten Sie denn gerne? Vielleicht sollte das Fernsehen einen Wettbewerb „Deutschland sucht die Super-Hymne“ starten. Oder braucht es ein Volksbegehren „Rettet die deutsche Hymne“? Ganz egal, wie es ausgeht, ein Lied, das allen gefällt, wird es nie geben. Da drängt sich die Frage auf, warum die Deutschen nicht gleich bei der Hymne bleiben, die Konrad Adenauer und Theodor Heuss 1952, keineswegs begeistert, in Form der dritten Strophe erneut etablierten?

Es handelt sich, ganz nebenbei, ursprünglich um die Kaiserhymne der Österreicher, rein musikalisch. Der Text stammt aus einer

Zeit, als es noch gar kein Deutschland gab und viele angehende Deutsche kurz davor standen, Franzosen werden zu müssen. Nur deshalb lautet die erste Strophe, wie sie lautet. Später wurde sie von den Nationalsozialisten missbraucht.

Kurzum: Die Nationalhymne ist deutscher Geschichtsunterricht im Miniaturformat, und allein schon deshalb perfekt geeignet. Wer sich ernsthaft damit beschäftigt, kann mehr lernen, als mancher Ministerpräsident weiß. Wer sich aber überhaupt nicht mit der deutschen Geschichte beschäftigt hat und nichts aus ihr lernen will, der kann auch die erste Strophe singen. So scheidet die deutsche Hymne buchstäblich die Geister.



Michaela von Heereman ist Hausfrau, Mutter von sechs Kindern, Theologin und Publizistin.

Michaela von Heereman

Glück durch drei Sinngehalte

Der emeritierte Papst Benedikt hat vor kurzem überraschend einen Artikel zum Thema Missbrauch veröffentlicht. Für die entsetzlichen Übergriffe von Priestern an Kindern und Jugendlichen macht er vor allem die sogenannte sexuelle Revolution der 1968er verantwortlich. Durch diese einseitige Schuldzuweisung macht er sich angreifbar, denn Missbrauch hat es in Kirche und Gesellschaft auch davor schon vielfach gegeben.

Dennoch lohnt es sich, die 1968er in Sachen Sexualmoral unter die Lupe zu nehmen. Denn in der Folgezeit befürworteten maßgebliche Sexualkundler sexuelle Beziehungen zwischen Erwachsenen und Kindern oder Jugendlichen und wollten sie straffrei stellen lassen.

Auch wenn Pädophilie inzwischen allgemein als Verbrechen angesehen wird, so hat sich doch etwas von den damaligen Einstellungen in die heute gängige Sexualpädagogik „eingeschlichen“: die Neigung, kindliche Sexualität für einen der Erwachsenensexualität ähnlichen Trieb zu halten. Weswegen Kinder frühzeitig und im Detail aufgeklärt, ihre „sexuellen Aktivitäten“ bejaht, gefördert und sogar stimuliert werden, bis hin zur Empfehlung von frühkindlicher Masturbation (Sexualerziehungsrichtlinien der Weltgesundheitsorganisation WHO).

Was die Befriedigung sexueller Bedürfnisse von Jugendlichen anbetrifft, so gilt als einzige Norm die Zustimmung beider Partner sowie

gesicherte Empfängnis- und Aidsverhütung. Liebe, also Bindung und Treue, ist kein Erziehungsziel mehr.

Die frühere Leibfeindlichkeit und rigide Sexualmoral mag manchen Eheleuten das Leben vergällt haben. Aber die heutige sexuelle Freiheit verantwortet ihrerseits viel Unglück, etwa die stetige Zunahme von Bindungsunfähigkeit, Scheidungen, Pornografiesucht und Abtreibungen. Glück dagegen liegt in der Bejahung der drei großen Sinngehalte menschlicher Sexualität: Liebe, Lust und Leben (Fruchtbarkeit). Sie gehören zumindest grundsätzlich zusammen. Diese Botschaft schulden wir den jungen Leuten auf ihrer Suche nach dem Glück.

Leserbriefe



▲ Ein Zeichen der Nächstenliebe sieht Papst Franziskus in der Organspende.

Foto: KNA

Eine Überprüfung ist nötig

Zu „Papst wirbt für Organspenden“ in Nr. 16:

Es ist trügerisch zu glauben und einfach zu sagen, Organspende sei ein Beitrag zu einer Kultur des Lebens. Erst recht ist sie nicht ohne weiteres ein Zeichen der Nächstenliebe. Das sogenannte Hirntodkriterium dient meines Erachtens allein dem Organempfänger. Der „Hirntote“, also der Organspender, ist allerdings keine Leiche im klassischen Sinn.

Einer sich in Verwesung befindenden Person, also einer wahrhaftigen Leiche, kann man keine Organe zur Verpflanzung entnehmen. Mit dem Hinweis auf Nächstenliebe wird dem Organspender suggeriert, eine edle und verdienstvolle Tat zu praktizieren. Dieser auch im Katechismus der Katholischen Kirche verankerte Gedanke bedarf dringend einer Überprüfung und Neudefinition.

Vronli Müller, 76889 Dörrenbach

Wunschdenken

Zu „Welle blinder Gewalt“ in Nr. 17:

Der Islam soll eine friedliche Religion sein? Das haben wir wieder an Ostern erlebt! Auch diese Extremisten sind Muslime! Sie beten in Moscheen und erkennen den Koran und die Tradition des Propheten an. Sie begründen ihre schrecklichen Taten mit dem Koran. Alles andere ist naive Betrachtung und entspricht einem frommen Wunschdenken. Deshalb bitte ich, die vielen Toten – lauter unschuldige

Menschen – nicht einfach hinzunehmen und die Ereignisse und tödlichen Fakten nicht schönzureden. Ja, Gott ist die Liebe – doch diesen Satz gibt es im Koran nicht.

Karl Ehrle,
88441 Mittelbiberach

Schockiert

Zu „Mit Erschütterung“ in Nr. 16:

1968 oder wenige Jahre danach las ich in der Neuen Bildpost einen Beitrag: Manche Menschen, hieß es da, könnten sich nur mit Kindern sexuell entspannen. Bis heute bin ich noch über den Artikel schockiert. Die 68er, die es bevorzugt an der Uni gab, führten den Sexualkundeunterricht für Schulkinder ein, die damit noch gar nichts anfangen können. Ihre Zeitung las ich damals vom Schriftenstand in St. Aposteln am Neumarkt in Köln. Ich war noch kein Abonnent.

Renate Krüger, 40237 Düsseldorf

Bruder und Apostel

Zu „So starb Jakobus“ in Nr. 14:

Was Hegesipp über den „Herrenbruder“ Jakobus schreibt, scheint zumindest teilweise legendär zu sein. Der Geschichtsschreiber Flavius Josephus (etwa 37 bis 100 nach Christus), der als Zeitgenosse der Apostel im jüdischen Krieg gegen die Römer kämpfte und später in Rom lebte, berichtet in seinem Werk „Jüdische Altertümer“ über Jakobus und sein Martyrium: „Der Hohepriester Ananos versammelte den Hohen Rat zum Gericht und stellte vor dasselbe den Bruder des Jesus, der Christus genannt wird, mit Namen Jakobus, sowie noch einige andere, die er der Gesetzesübertretung anklagte und zur Steinigung führen ließ.“

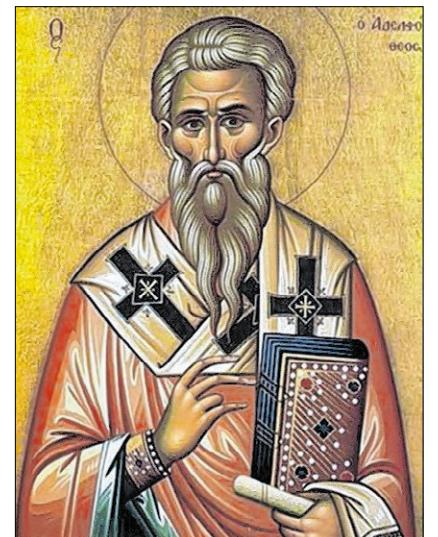
Das war im Jahr 62. Die Anklage lautete auf Volksverhetzung, womit die erfolgreiche Judenmission gemeint war. Demnach wurde die Hinrichtung nicht spontan und willkürlich vollzogen, wie bei Hegesipp zu lesen ist, sondern infolge eines ordentlichen Gerichtsurteils. Ebenso wie die Ostkirchen unterscheidet auch die moderne Bibel-Exegese zwischen dem Herrenbruder und dem gleichnamigen Apostel, dem Sohn des Alphäus mit dem Zusatz der Jüngere oder der Kleine (ho mikros).

Wenn Hieronymus vom Bruder des Herrn und dem Apostel als einer Person schreibt, sei dies ein Missverständnis früherer Zeiten, heißt es. Doch auch in den Paulus-Briefen sind der Bruder und der Apostel identisch (Gal 1,19). Sollte sich Paulus geirrt haben? In den Schriften der Anna Katharina Emmerich steht sogar, dass der „Bruder Jesu“, der damals Oberhaupt der

Christengemeinde von Jerusalem war, sowohl mit dem Apostel als auch mit dem Autor des Jakobus-Briefs identisch ist. Die Bezeichnung „Bruder“ bedeutet hier nur eine Blutsverwandtschaft mit Jesus.

Jakobus sei ein Sohn der „anderen Maria“ (Mt 27,61) gewesen, die mit einem Alphäus verheiratet war. Diese andere Maria wird in außerbiblischen Schriften auch Maria des Kleophas genannt, weil sie die Tochter des Klopas war (bei Luther: Kleophas). Dieser Kleophas sei mit einer älteren Schwester der Gottesmutter Maria verheiratet gewesen, die ebenfalls Maria hieß und von ihrer Mutter Anna 20 Jahre früher geboren wurde. Die heilige Jungfrau Maria gilt bekanntlich als spätes Kind, das erst nach einer langen Unfruchtbarkeit Annas zur Welt kam.

Josef Konrad, 89358 Behlingen



▲ Jakobus, der „Bruder Jesu“, auf einer orthodoxen Ikone. Foto: gem

Lange Zeit verdrängt

Zu „Begripscht“ (Leserbrief) in Nr. 17:

Der Autor des Leserbriefs fragt, wie man von unsittlichen Berührungen traumatisiert werden könne. Auch von Kriegstraumata hat er offenbar noch nichts gehört. Das ist sehr verwunderlich. Früher wurde das nicht thematisiert, vieles verdrängt und nicht drüber gesprochen, wahrscheinlich aus Scham. Die Missbrauchsdebatte sorgt dafür, dass über sexuelle Gewalt und schlimme Erlebnisse offener gesprochen wird.

Blauäugig ist auch die Meinung, dass schreckliche Kriegserlebnisse in der Seele keine Spuren hinterlassen.

Eine raue Schale und Schweigen täuschen. Die Folgen bei manchen Kriegsheimkehrern waren oft Alkoholismus und häusliche Gewalt. Ich erinnere mich an Veteranen, die bei jeder Gelegenheit dieselbe Geschichte „vom Krieg“ erzählten. Das deutet darauf hin: Da ist etwas unverarbeitet.

Pfarrer Wolfgang Kaiser,
61200 Wölfersheim

So erreichen Sie uns:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Telefax: 08 21 / 50 242 81
E-Mail: redaktion@suv.de oder
leser@bildpost.de

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Frohe Botschaft

Fünfter Sonntag der Osterzeit

Lesejahr C

Erste Lesung

Apg 14,21b–27

In jenen Tagen kehrten Paulus und Barnabas nach Lystra, Ikónion und Antióchia zurück. Sie stärkten die Seelen der Jünger und ermahnten sie, treu am Glauben festzuhalten; sie sagten: Durch viele Drangsale müssen wir in das Reich Gottes gelangen.

Sie setzten für sie in jeder Gemeinde Älteste ein und empfahlen sie unter Gebet und Fasten dem Herrn, an den sie nun glaubten.

Nachdem sie durch Pisídien gezogen waren, kamen sie nach Pamphýlien, verkündeten in Perge das Wort und gingen dann nach Attália hinab. Von dort segelten sie nach Antióchia, wo man sie für das Werk, das sie nun vollbracht hatten, der Gnade Gottes übereignet hatte.

Als sie dort angekommen waren, riefen sie die Gemeinde zusammen und berichteten alles, was Gott mit ihnen zusammen getan und dass er den Heiden die Tür zum Glauben geöffnet hatte.

Zweite Lesung

Offb 21,1–5a

Ich, Johannes, sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, auch das Meer ist nicht mehr.

Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott her aus dem Himmel herabkommen; sie war bereit wie eine Braut, die sich für ihren Mann geschmückt hat.

Da hörte ich eine laute Stimme vom Thron her rufen: Seht, die Wohnung Gottes unter den Menschen! Er wird in ihrer Mitte wohnen und sie werden sein Volk sein; und er, Gott, wird bei ihnen sein. Er wird alle Tränen von ihren Augen abwischen: Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal. Denn was früher war, ist vergangen.

Er, der auf dem Thron saß, sprach: Seht, ich mache alles neu.

Evangelium

Joh 13,31–33a.34–35

Als Judas vom Mahl hinausgegangen war, sagte Jesus: Jetzt ist der Menschensohn verherrlicht und Gott ist in ihm verherrlicht. Wenn Gott in ihm verherrlicht ist, wird auch Gott ihn in sich verherrlichen und er wird ihn bald verherrlichen.

Meine Kinder, ich bin nur noch kurze Zeit bei euch. Ein neues Gebot gebe ich euch: Liebt einander! Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben. Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt.

►
Johannes, der geheimnisvolle Seher der Offenbarung, auf einem illuminierten Manuskript des 13. Jahrhunderts, Getty Center, Los Angeles.

Foto: gem



Gedanken zum Sonntag

Selbstannahme wirkt sich aus

Zum Evangelium – von Schwester Laetitia Eberle CBMV



Jesus schenkt uns ein neues Gebot: „Liebt einander! Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben.“ Ein Gebot ist, im

Unterschied zu einem Verbot, eine Richtschnur, an der wir uns orientieren können, die uns Freiheit gewährt, genau wie die Zehn Gebote im Alten Testament. Auch sie sprechen keine Verbote aus, sondern sind Angebote für ein gelingendes Leben.

Denken Sie an das Verkehrsschild „Vorfahrt achten!“. Es ist eines der Hauptgebote im Straßenverkehr und wir halten uns daran, weil wir sonst Schaden nähmen. Natürlich

passiert es im Lauf des Lebens, dass wir anderen Menschen die Vorfahrt nehmen, dass wir sie ausbremsen. Um das zu verhindern, ist es gut, wenn wir auf die Regel achten und uns rücksichtsvoll auf die Kreuzungen des Lebens zubewegen und bisweilen auf unser Recht verzichten, wenn uns die Vorfahrt genommen wird.

Beim Liebesgebot Jesu handelt es sich um eine Grundregel mit großer gesellschaftlicher Auswirkung: hinschauen und von sich absehen, empfänglich sein für das, was der Schöpfer an Gutem in uns gelegt hat. Jesus spricht von einem „neuen“ Gebot – warum neu? Neu an dem Gebot ist, dass wir einander lieben sollen, so, wie er uns geliebt hat. Bevor wir also etwas tun, dürfen wir uns sicher sein, dass er uns liebt, immer und

ohne Vorleistung. Erst wenn wir uns Gottes Liebe gefallen, sie uns wirklich unter die Haut gehen lassen, werden wir in der Lage sein, scheinbar Utopisches zu tun: ohne erhobene Faust und Stimme anderen die Vorfahrt zu lassen, wenn sie denn unbedingt meinen, uns ausbremsen zu müssen.

Die Liebe hat unterschiedlichste Facetten: Sie weitet den Blickwinkel, weckt das Interesse an Neuem, macht tolerant und drängt sich nicht auf, sie tröstet und schenkt Vertrauen, sie verbindet und kann freilassen, sie kann sich am Schönen erfreuen ... Das gelingt aber nur dann, wenn ich mich selbst annehmen kann. Ich muss mein eigenes Dasein gutheißen, um jemand anderem sagen zu können: Es ist gut, dass du da bist.

Dass allem Verhalten Gerechtigkeit zugrunde liegen soll, versteht sich von selbst. Bei uns Christen aber geht es um noch mehr: um die Fähigkeit zu lieben. Lieben muss man jedoch geduldig lernen. Auf diesem Übungsweg sind auch Fehler möglich – Hauptsache, wir üben und stellen uns der Herausforderung.

Menschen, die es sich zur Gewohnheit gemacht haben, die Lebensumstände gegen sich gerichtet zu deuten, werden sich schwertun, das Gute wahr- und anzunehmen. Es bedarf schon eines weiten und frohen Herzens, sich und den anderen das Schöne zu gönnen, sich an den eigenen Gaben und an denen der anderen zu erfreuen. Gehen wir dazu in die Schule Jesu, der uns durch seine Liebe reich macht und uns befähigt, Liebe zu geben.



Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 1. Woche, fünfte Osterwoche

Sonntag – 19. Mai

Fünfter Sonntag der Osterzeit

M. v. Sonntag, Gl, Cr, Oster-Prf, feierl. Schlusssegen, Entlassungsruf (weiß); 1. Les: Apg 14,21b-27, APs: Ps 145,1-2.8-9.10-11.13c-14, 2. Les: Offb 21,1-5a, Ev: Joh 13,31-33a.34-35

Montag – 20. Mai

Hl. Bernhardin von Siena

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 14,5-18, Ev: Joh 14,21-26; **Messe vom hl. Bernhardin** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den Auswl

Dienstag – 21. Mai

Hl. Hermann Josef

Hll. Christophorus Magallanes und Gefährten

Messe v. Tag (weiß); Les: Apg 14,19-28, Ev: Joh 14,27-31a; **M. v. hl. Hermann Josef** (weiß)/**v. hl. Christophorus u. d. Gefährten** (rot); jew. Les und Ev vom Tag oder aus den Auswl

Mittwoch – 22. Mai

Hl. Rita von Cascia

Messe v. Tag (weiß); Les: Apg 15,1-6, Ev: Joh 15,1-8; **M. v. d. hl. Rita** (weiß); Les u. Ev vom Tag oder aus den Auswl

Donnerstag – 23. Mai

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 15,7-21, Ev: Joh 15,9-11

Freitag – 24. Mai

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 15,22-31, Ev: Joh 15,12-17
Tag des Gebets für die Kirche in China

Samstag – 25. Mai

Hl. Beda der Ehrwürdige

Hl. Gregor VII.

Hl. Maria Magdalena von Pazzi,

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 16,1-10, Ev: Joh 15,18-21; **M. v. hl. Beda/v. hl. Gregor/v. der hl. Maria Magdalena** (jeweils weiß); jew. Les und Ev vom Tag oder aus den Auswl

Gebet der Woche

Vater der Menschheit, Herr der Geschichte!
Sieh auf diesen Kontinent, dem du die Philosophen, die Gesetzgeber und die Weisen gesandt hast, Vorläufer des Glaubens an deinen Sohn, der gestorben und wieder auferstanden ist ...
Gib, dass wir uns einsetzen für ein Europa des Geistes, das nicht nur auf wirtschaftlichen Verträgen gegründet ist, sondern auch auf menschlichen und ewigen Werten.
Ein Europa, fähig zur Versöhnung zwischen Völkern und Kirchen, bereit, den Fremden aufzunehmen, respektvoll gegenüber jedweder Würde.
Gib, dass wir voll Vertrauen unsere Aufgabe annehmen, jenes Bündnis zwischen den Völkern zu unterstützen und zu fördern, durch das allen Kontinenten zuteil werden soll die Gerechtigkeit und das Brot, die Freiheit und der Friede.
Amen.

Aus dem Gebet für Europa von Kardinal Carlo Maria Martini

Glaube im Alltag

von Pater Karl Kern SJ



Mir liegt daran, dass ihr sorgenfrei seid“, schreibt Paulus seiner Gemeinde in Korinth (1 Kor 7,32). Das klingt weltfremd. Wir schweben als Glaubende doch nicht über den großen und kleinen Widrigkeiten! Belastendes hat jeder zu tragen. Manche müssen mit schlimmen Dingen zurechtkommen. Sorgen gehören nun mal zum Leben.

Paulus kannte sicher den Satz Jesu: „Sorgt euch nicht um euer Leben!“ (Mt 6,25). Der Meister empfiehlt, auf die Vögel des Himmels und die Lilien des Feldes zu schauen. Er sagt es vermutlich seinem engsten Kreis. Er wendet sich an Männer, die nicht mehr auf den Feldern arbeiten und dort säen und ernten. Er sagt es Frauen, die ihre häusliche Arbeit am Spinnrad aufgegeben haben, um mit ihm durch Galiläa zu ziehen. Jetzt schickt er sie auf den Weg – angewiesen auf Menschen, die sie aufnehmen und verköstigen. Das ist waghalsig. Der Rabbi muss seine Leute ermutigen: „Gott wird für euch sorgen. Eure einzige Sorge soll sein, im Vertrauen auf die Fürsorge Gottes sein Reich, seine Gerechtigkeit zu suchen und zu verbreiten.“

Paulus hat den Zuspruch für Wanderradikale auf sesshafte Christen übertragen. Das gilt bis heute. Was aber heißt „sorgenfrei“ sein? Es heißt sicher nicht, ohne Sorgen zu leben. Die sind ein Teil von uns. Sorgen kann man nicht einfach wegbeten. Auch die Jüngerinnen und Jünger waren voll banger Sorge vor ihrer Aussendung.

„Sorgenfrei“ meint: Die Sorgen haben uns nicht im Griff. Sie zer-

martern uns nicht. Sie verfolgen uns nicht Tag und Nacht. Sie sind umfängen von einem größeren Vertrauen, von der Sorge um das Wesentliche: um ein Leben der Nachfolge Jesu aus der Kraft Gottes. Das geht nur, wenn wir uns jeden Morgen mit allem, was uns bewegt, der Fürsorge Gottes anvertrauen.

Doch dann braucht es den engagierten Einsatz des Tages: für die Menschen, die uns anvertraut sind, für die Aufgaben, die wir zu bewältigen haben. Die Welt um uns soll „Reich Gottes“ werden. Unser Engagement muss allerdings aus einer tiefen Gelassenheit erwachsen.

Die grünende und blühende Natur um uns herum ist ein wunderbarer Lehrmeister. Warum sich nicht die Muße gönnen, mit allen Sinnen einzutauchen in die Herrlichkeit der Schöpfung: das prachtvolle Grün der Bäume anschauen, an einer Blüte riechen, die Vielfalt der Blumen bestaunen, am Morgen einer Vogelstimme lauschen?

Wir brauchen die Anspannung des Alltags, um unser Leben zu meistern. Wir brauchen genauso das entspannte Auf-sich-wirken-Lassen von Gottes Natur. Wir sind eingebunden, geborgen in etwas Größerem. Wir leben unter einer Verheißung. Gerade der Wonnemonat Mai lädt uns ein, etwas von der Freiheit und Gelöstheit des Evangeliums zu spüren – trotz aller Sorgen. „Mir liegt daran, dass ihr sorgenfrei seid.“ Paulus sagt es uns heute.

WORTE DER ORDENSGRÜNDER:
FRANZ PFANNER

Prediger durch Schweigen



Franz Pfanner hat sich mit dem besonderen „Zweck der Trappisten im Hottentotten- und Kaffernlande“ beschäftigt.

Dazu schrieb er: „Die Trappisten hat die englische Regierung gewünscht ... um die schwarze und braune Menschenrasse des Kaplandes zu Kultur und Zivilisation zu führen. Die Trappisten ... wollen sie aber nicht bloß zu Menschen, sondern auch zu Christen machen; sie wollen die nackten Wilden nicht bloß zur Annahme eines Kleides, zur Bedeckung ihrer Blößen vermögen [sic!], sondern durch Annahme der Taufe mit dem Taufkleide der Gnade Gottes ihre Seelen schmücken. ... Der Wilde muss verstehen lernen, welchen Nutzen und Wert der Boden für ihn hat, indem er lernt, ihn zu bearbeiten und fruchtbar zu machen. ... Er muss Handwerke und Industrie erlernen, wenn er ein ruhiger Bürger und friedlicher Landmann werden soll. ...

Dies alles wollen den Hottentotten und den Kaffern die Trappisten lehren durch ihr Beispiel. Am meisten suchen sie dies zu erreichen bei den Kindern, welche sie in ihren Waisenhäusern, und Schulen und in Werkstätten unterrichten. ...

Sind die Trappisten sonst zu nichts gut? O ja, sie sind auch gute Prediger, aber stumme Prediger in der Wüste und zwar lauter Bußprediger. Unter den Trappisten ist jeder Laienbruder ein Prediger durch sein Stillschweigen, Fasten, durch seine raue und kärgliche Kost und Genügsamkeit und nützt hierdurch den Beobachtern und Zuhörern oft mehr, als anscheinend berühmte Redner vor einem Stadtpublikum.

Warum passen gerade die Trappisten als Missionare unter den Wilden?

Die Trappisten passen am besten dorthin: erstens, weil sie gute Landwirte und Ackerer

Ordensgründer der Woche

Franz Pfanner

geboren: 21. September 1825 in Langen bei Bregenz
gestorben: 24. Mai 1909 in Emaus (Natal, Südafrika)
Seligsprechungsprozess wurde 1981 eingeleitet
Gedenktag: 24. Mai

Wendelin Pfanner wurde 1850 zum Priester geweiht. 1863 trat er mit dem Ordensnamen Franz in das Trappistenkloster Mariawald (Eifel) ein. 1867 wurde er beauftragt, in Österreich oder Ungarn ein Kloster zu gründen, was aber misslang. In Rom wurde er dann vom Papst mit der Wiederherstellung der Abtei Tre Fontane betraut. Als diese internationalisiert wurde, verließ er Rom und gründete 1869 in Bosnien das Kloster Mariastern, das 1878 unter den Kämpfen zwischen Österreich und der Türkei zu leiden hatte. 1880 wagte er zusammen mit 31 Mitbrüdern die Gründung von Mariannahill in Südafrika. Er wurde dort Abt, musste aber 1892 abdanken. Unmittelbar nach seinem Tod wurde Mariannahill vom Orden abgetrennt und zu einer selbständigen Missionskongregation. *red*

sind; zweitens, weil sie alle Handwerker unter sich haben; drittens, weil sie wenige Bedürfnisse haben; ... viertens, weil die Trappisten außerordentlich abgehärtet sind, somit vielen Strapazen sich unterziehen können. ... Fünftens: Unter die afrikanischen Wilden taugen sie ganz besonders deshalb, weil sie bei ihrer Diät keinen Durst haben und deshalb weniger an Austrocknung leiden. ... Sechstens: Trappisten wirken das Meiste durch das Beispiel ihrer Handarbeit, Genügsamkeit, Abhärtung und Mäßigkeit. Hierdurch erübrigen sie viel für Notleidende und Arme, sie lehren den Menschen, im Schweiß seines Angesichts sein Brot verdienen. Was gewisse Missionare für Weib und Kinder brauchen, geben sie den Waisen. Sie passen in die Wälder und Wüsteneien, weil sie ewiges Stillschweigen unter sich selbst üben.“

Abt em. Emmeram Kränkl; Fotos: akg, oh

Franz Pfanner finde ich gut ...

Zitat

von Franz Pfanner



Pater Mario Muschik CMM, Provinzial der Mariannahiller Missionare, Würzburg

„... weil er die Anforderungen der Zeit erkannt hat. Als er feststellte, dass bei der Bevölkerung in Südafrika das Bedürfnis da ist, das Christentum kennenzulernen, hat er das als Aufruf Gottes verstanden, seine Mönche als Missionare auszusenden. Dabei war ihm das Wohl des ganzen Menschen wichtig: Die neuen Christen sollten nicht nur den Glauben kennenlernen, sondern auch den Zugang zu Bildung und beruflicher Qualifikation erhalten, zudem die Kenntnis von modernen handwerklichen und landwirtschaftlichen Methoden. Er war seiner Zeit in vielen Dingen voraus: Unter anderem hat er Rassentrennung abgelehnt und den Wert der Technik erkannt, so lange sie dem Menschen dient.“

„Ein Trappistenkloster ist eine Welt im Kleinen, wie ein Bienenstock. ... Der Obere ist die Königin, ohne die der Stock zugrunde geht. Alles arbeitet im heiligen Stillschweigen wie die Bienen, die nur leise summend das Lob Gottes singen. Nur das Rasseln der Maschinen, das Geräusch der Werkzeuge in den verschiedenen Werkstätten unterbricht wie Bienengesumme das Stillschweigen der Mönche, unter denen es aber keine faulenzenden Drogen, sondern lauter Arbeitsbienen gibt. Alle bereiten sie sorgfältig im Schweiß des Angesichts ihr eigenes und noch vieler anderer Brot. Wie die Bienen genießen sie den wenigsten und schlechtesten Teil selbst, das Beste, gleichsam den Honig, bereiten sie für ihre kranken Mitbrüder, Arme und Gäste. ... Weil sie aber so genügsam sind und so wenige Bedürfnisse haben, ganz in Gemeinschaft leben, sich mit einem Speisesaal, einem Schlafsaal, einem Studier- und einem Lesezimmer begnügen, können so viele einen Bienenstock respektive Kloster anfüllen ... wie auch ein zahlreiches Bienenvolk nur einen einzigen Korb anfüllt.“

„SCHÄNDUNG“ EINER IKONE

Madonna mit dem Regenbogen

Vor der Europawahl streitet Polen über das Verhältnis von Staat und Kirche

WARSCHAU – Für viele Polen ist es eine Provokation: ein Bild der Gottesmutter von Tschenschow mit einem Regenbogen als Heiligenschein. Die Regierung verurteilt es scharf und setzt im Europawahlkampf auf die Kirchenkarte.

Um 6 Uhr morgens klingelte die Polizei in Warschau an der Tür von Elżbieta Podleśna, durchsuchte ihre Wohnung, beschlagnahmte Computer und Handy. Dann wurde sie festgenommen. Erst mittags kam die 51 Jahre alte Aktivistin wieder frei. Polens Innenminister Joachim Brudziński kündigte parallel auf Twitter die Anklage der Frau wegen der „Schändung des Bildes der Gottesmutter von Tschenschow“ an.

„Kein Gerede von der Freiheit und der Toleranz gibt jemandem das Recht, die Gefühle von gläubigen Menschen zu verletzen“, unterstrich der konservative Politiker. Paweł Ryteł-Andrianik, der Sprecher der Polnischen Bischofskonferenz, forderte zum Respekt vor religiösen Gefühlen auf. Die Gläubigen rief er dazu auf, für die Wiedergutmachung der Schändung zu beten.

Der Europawahlkampf dreht sich in Polen seit Podleśnas vorübergehender Festnahme vorige Woche noch mehr um die katholische Kirche und die Rolle des Glaubens in der Politik. Die Regierungspartei Recht und Gerechtigkeit (PiS) präsentiert sich als Verteidigerin des Christentums. Oppositionspolitiker drängen dagegen auf eine stärkere Trennung von Staat und Kirche.



▲ Papst Franziskus vor dem Marienbild von Tschenschow, der polnischen Nationalikone. Die Plakate einer Abtreibungsaktivistin, die die Madonna mit Regenbogen statt Heiligenschein zeigen, sehen Polens Konservative als Angriff auf das Land.

Podleśna fordert seit vielen Jahren ein liberales Abtreibungsgesetz und mehr Rechte für Lesben und Schwule. Ende April soll sie im zentralpolnischen Płock Plakate der Schwarzen Madonna von Tschenschow mit einem Regenbogen als Heiligenschein an Mülleimer und mobile Toilettenkabinen geklebt haben. Damit habe sie auf das symbolische Ostergrab in einer dortigen Kirche reagiert. Es war mit dem

Spruch „Behüte uns vor dem Feuer des Unglaubens“ versehen. Aufgelistet wurden unter anderem „LGBT“ (Homo-, Bi- und Transsexuelle) und „Gender“.

Den Vorwurf, sie habe die Religion oder den Glauben attackiert, weist Podleśna zurück: „Das ist überhaupt kein Angriff. Wie kann jemand mit einem Bild angegriffen werden?“ Unterstützt wird sie von Amnesty International und der Warschauer Helsinki-Stiftung für Menschenrechte. Sie verurteilten die Polizeiaktion gegen die Frau als unverhältnismäßig und verwiesen auf die Kunstfreiheit.

Zu Polens Nationalikone im Kloster von Tschenschow pilgern jedes Jahr vier Millionen Menschen. Abbildungen von ihr hängen in so gut wie jeder katholischen Kirche und an den Wänden vieler Wohnungen in Polen. Der Abt des Wallfahrtsklosters, Marian Waligóra, hatte die Plakataktion von Płock umgehend verurteilt. „Die Schändung des Bildes der Gottesmutter von Tschenschow fügt unseren Herzen großen Schmerz zu“, sagte er. Er glaube, das fühlten „alle Polen“.

Innenminister Brudziński betonte bei einem Wahlkampfauftritt: „Wir, Katholiken, Christen, können in Polen nicht Bürger zweiter Klasse

sein.“ Sie dürften genauso wenig beleidigt werden wie Juden, Muslime und Homosexuelle. Auch PiS-Chef Jarosław Kaczyński setzt voll auf das Thema. Die Kirche werde „sehr brutal angegriffen“, beklagte er. Ein Blick in die Geschichte genüge, um zu erkennen: „Ohne die Kirche gäbe es die historische polnische Nation nicht.“ Die Kirche sei der „einzige Bewahrer des Wertesystems“.

„Patriotische Pflicht“

„Wer seine Hand gegen die Kirche erhebt“, spitzte Kaczyński seine Botschaft noch weiter zu, „erhebt seine Hand gegen Polen. Ich bin ein gläubiger Mensch, ein praktizierender Katholik.“ Auch wenn er das nicht wäre, würde er dasselbe sagen: „Die Kirche muss verteidigt werden. Das ist eine patriotische Pflicht.“

Ganz anders tritt der Chef der neuen linksliberalen Partei „Frühling“, der erklärte Atheist Robert Biedroń, auf. Es sei ungerecht, dass ein Unternehmer, der eine Autowerkstatt oder einen Friseursalon betreibt, viel mehr Steuern zahlen müsse als ein Pfarrer. Notfalls wolle er Registrierkassen für die Kirche einführen, sagte er. „Die polnische Gesellschaft ist viel antiklerikaler, als die Politiker glauben.“ *Oliver Hinz*



▲ „Lasst Elżbieta frei“, fordern diese Frauen in Krakau mit Plakaten, die denen der festgenommenen kirchenkritischen Aktivistin nachgebildet sind. Fotos: imago, KNA



► Die Felsenkirche des heiligen Georg: König Lalibela ließ sie um das Jahr 1200 in Form eines Kreuzes aus dem Gestein meißeln.

HOFFNUNG FÜR ÄTHIOPIEN

Wo die Felsen Kirchen sind

Eines der ältesten christlichen Länder der Welt erlebt politischen Neubeginn

AKSUM – Freiheitsrechte waren für die Menschen in Äthiopien lange nur ein Traum. Autokraten und Diktatoren beherrschten das Land. Seit rund einem Jahr macht Äthiopien durch einen Neuanfang von sich reden, der bis dato unbekannte politische Freiheitsrechte mit sich bringt. Unser Reporter Rudolf Stumberger war vor Ort und wirft einen Blick auf Entwicklungen und Glanzpunkte eines der ältesten christlichen Länder der Welt.

Seit gut einem Jahr ist Äthiopiens Ministerpräsident Abiy Ahmed Ali im Amt. Für viele verkörpert er die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Ahmed leitete einen Friedensprozess mit dem Nachbarstaat Eritrea ein und stieß innenpolitische Reformen an. Beobachter sind sich einig, dass sich etwa die Situation der Presse deutlich verbessert hat.

Journalisten wurden aus der Haft entlassen, restriktive Gesetze sollen gelockert werden.

Vorige Woche begann ein Prozess gegen Geheimdienstchef Getachew Asefa und 25 weitere ehemalige Mitarbeiter des berüchtigten Sicherheitsdiensts. Ihnen werden teils schwere Menschenrechtsverletzungen vorgeworfen. Ministerpräsident Ahmed hatte Asefa im Juni vergangenen Jahres entlassen. Wenige Monate später war er verschwunden.

Der Prozess findet daher in Abwesenheit statt.

An der Universität Aksum im nördlichen Teilstaat Tigray lehrt der Historiker Asefaw Degefaw. Der 32-jährige Hochschullehrer hat ein Buch über den Krieg mit Eritrea geschrieben. Asefaw freut sich über die Reformen des Ministerpräsidenten: Die Presse berichte mittlerweile freier. Das sieht Asefaw an den Zeitungen, die er liest: dem englischsprachigen „Reporter“, der Wochenzeitung „Adis Zemen“ in der Amtssprache Amharisch und „Noyen Woyen“ in der lokalen Volkssprache Tigrinisch.

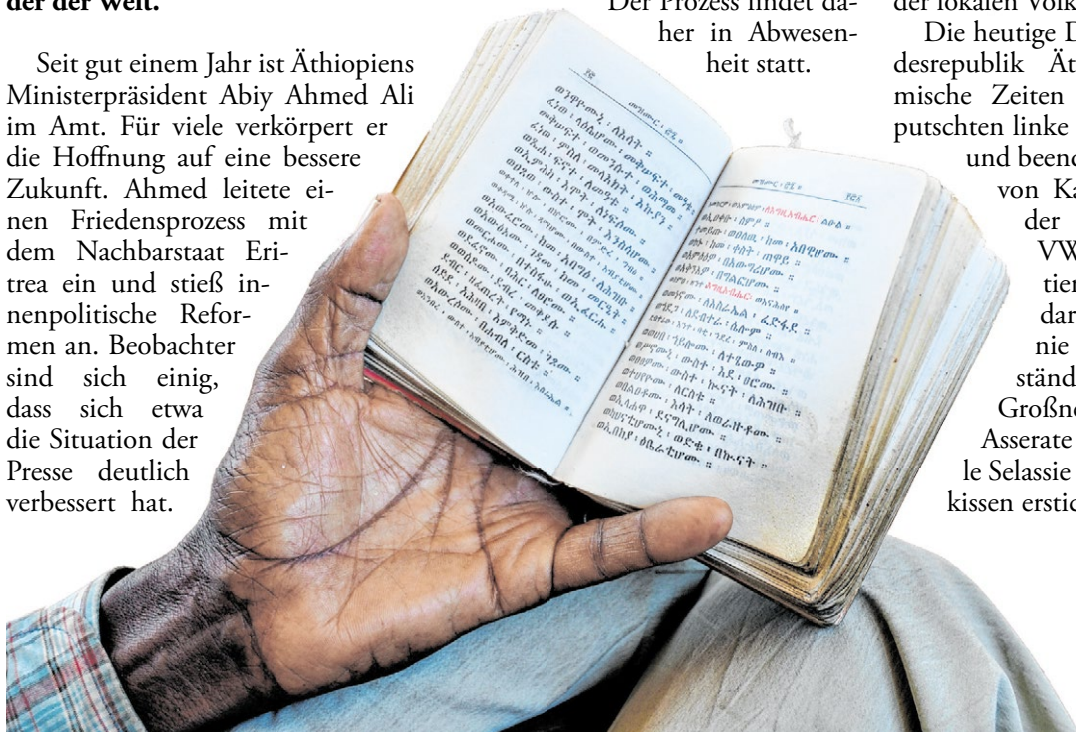
Die heutige Demokratische Bundesrepublik Äthiopien hat stürmische Zeiten hinter sich. 1974 putschten linke Offiziere der Armee und beendeten die Herrschaft von Kaiser Haile Selassie, der in einem blauen VW-Käfer abtransportiert wurde. Im Jahr darauf kam er unter nie ganz geklärten Umständen ums Leben. Sein Großnephew Asfa Wossen Asserate schrieb später, Haile Selassie sei mit einem Kopfkissen erstickt worden.

Die kommunistische Militärdiktatur näherte sich der Sowjetunion an. 1991 wurde das Regime nach Jahren des Bürgerkriegs von der Rebellenallianz „Revolutionäre Demokratische Front der Äthiopischen Völker“ – meist EPDRF abgekürzt – gestürzt. Als 2005 nach Wahlen die Macht der Regierungsparteien gefährdet schien, reagierten diese mit der erneuten Unterdrückung der Opposition. Kritische Journalisten wurden einsperrt.

Reformen versprochen

Erst bei der Wahl 2018 kam es zum Umschwung. Wahlsieger Abiy Ahmed von der EPDRF verkündete die Versöhnung mit Eritrea, mit dem sich das Land formell seit 1998 im Krieg befindet, hob den Ausnahmezustand auf, entließ Journalisten aus der Haft und versprach Reformen hin zu mehr Freiheitsrechten. Seither hat die Menschen in Äthiopien eine Art Aufbruchsstimmung erfasst. Es herrscht wieder so etwas wie Hoffnung.

Eine Hoffnung der anderen Art ist in Äthiopien dagegen schon lange zu Hause: Das Land in den Bergen Ostafrikas, das als eine der möglichen Wiegen der Menschheit gilt, hat eine uralte christliche Tradition: Noch vor dem Römischen Reich wurde im vierten Jahrhundert das



► Äthiopien ist ein christliches Land. Bibeln sehen dort so aus.

Christentum zur Staatskirche des Reichs von Aksum. Nachvollziehen kann man diese Geschichte bei einer Reise in den Norden des Landes: in Lalibela, Aksum und Gondar.

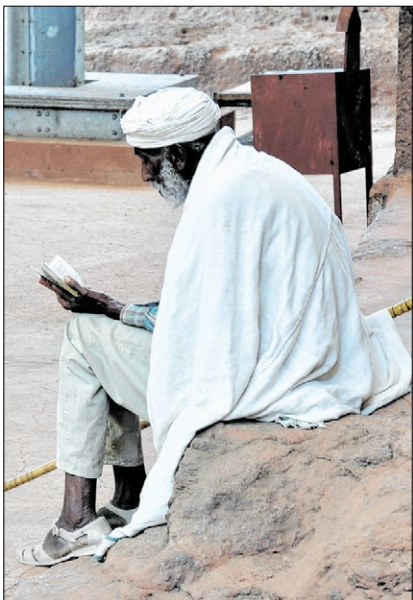
Bekannt ist das christliche Äthiopien vor allem für seine Felsenkirchen: mehrere ins rote Basaltgestein gemeißelte Gotteshäuser im Wallfahrtsort Lalibela. Wer das Innere einer jener überwiegend mehrgeschossigen Felsenkirchen betritt, den empfängt eine stille, andachtsvolle Dunkelheit. Nur wenige Sonnenstrahlen gelangen durch kleine Fenster in den hohen Raum mit den Kreuzgewölben.

Bekleidet mit einem weißen Kaftan sitzt ein Priester im Gebet versunken an einer Steinsäule. Neben dem Kircheneingang kauern Frauen am Boden. Im dämmrigen Licht scheint es, als gehörten sie zur Kirche selbst. Wenn am Abend der stundenlange Gottesdienst im orthodoxen Ritus abgehalten wird, dröhnen Trommelklänge und Gesang durch das Kirchenschiff. Weihrauchduft steigt auf.

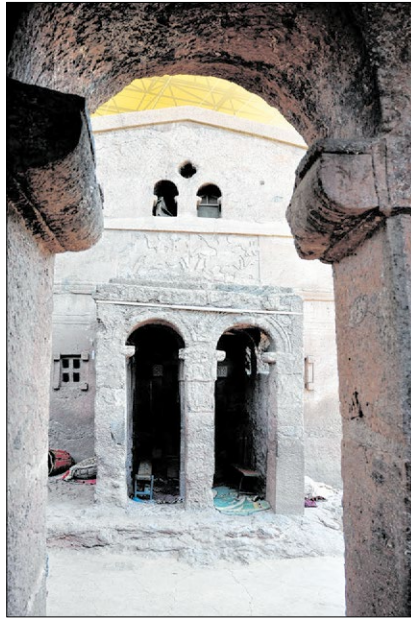
Das „Jerusalem Afrikas“

Lalibela im Norden des Landes gilt als „Jerusalem Afrikas“. Im 13. Jahrhundert ließen die Herrscher der Zagwe-Dynastie hier elf Kirchen aus dem Fels meißeln. Eine davon ist Bet Abba Libanos. Dort begrüßt Mezemr Alemu mit einem freundlichen „Selam“ die Besucher. Der 88-jährige Priester trägt ein weißes, bis zu den Fußknöcheln reichendes Tuchgewand, sein Kinn wird von einem grauen Bart umrahmt – das typische Bild eines Priesters der Äthiopisch-Orthodoxen Kirche.

Lalibela, der Ort der Felsenkirchen, die seit 1978 zum Welterbe der Unesco zählen, hat Schätzungen zufolge rund 20 000 Einwohner



▲ Ein äthiopisch-orthodoxer Priester im typischen Gewand sitzt in einer Felsenkirche und liest in der Bibel.



▲ Der Eingang in eine der Felsenkirchen in der Welterbestätte Lalibela.

und liegt auf einer Höhe von etwa 2500 Metern. Äthiopien besteht zu großen Teilen aus Hochland und ist eines der ärmsten Länder der Erde. In der Vergangenheit geriet es vor allem durch Trockenperioden und Hungersnöte in die Schlagzeilen.

Der Tourismus ist eine Haupteinnahmequelle. Mit stolzen 40 Euro schlägt der Eintritt zu den Felsenkirchen zu Buche. Das Geld fließt auch in die Instandhaltung. Dafür wird dem Besucher einiges geboten: mystisch anmutende dunkle Kirchenräume, enge Felsgänge, bunte Heiligenbilder und gelebte orthodoxe Frömmigkeit.

Die elf Felsenkirchen verteilen sich auf drei verschiedene Stätten, wobei als Prunkstück die in Form eines griechischen Kreuzes aus dem Fels geschlagene Kirche des heiligen Georg gilt. Die mittelalterlichen Gotteshäuser sind keine Museen. Bis heute wird dort in der Nacht die Messe im äthiopisch-orthodoxen Ritus gelesen.

Ist Lalibela das touristische Zentrum der äthiopischen Kirche, so ist das gut 400 Kilometer Luftlinie weiter nördlich gelegene Aksum ihr historischer Mittelpunkt. Die Stadt mit rund 70 000 Einwohnern kann auf eine lange und bedeutende Geschichte zurückblicken. In der Antike war Aksum die Hauptstadt eines mächtigen Reichs, das sich bis auf die Arabische Halbinsel erstreckte.

Heute noch zeugen meterhohe Stelen aus dem vierten Jahrhundert, die als Begräbnisstätten für die Herrscher dienten, von der Größe des Reichs. Der christliche Glaube wurde in Aksum um 345 zur Staatsreligion erhoben. Hier wurde die erste Kir-



▲ In der Kirche Debre Berhan Selassie in Gondar im Norden Äthiopiens blicken von der Decke zahlreiche Engel auf den Betrachter hinab. Fotos: Stumberger (5), imago

che Schwarzafrikas erbaut. Heute ist Aksum Bischofssitz.

Die große, moderne Marienkirche wurde 1964 noch unter Kaiser Hai-



le Selassie geweiht. In unmittelbarer Nachbarschaft zu der Kirche lenkt ein besonders geschütztes Gebäude die Blicke auf sich: Hier befindet sich die wichtigste Pilgerstätte für äthiopische Christen. Sie glauben, dass in dem Bauwerk mit der Kuppel die biblische Bundeslade aufbewahrt wird. Sie ist nicht zugänglich und wird auf Lebenszeit von einem einzelnen Mönch bewacht.

Von Aksum aus braucht man drei Tage mit dem Auto, um nach Gondar zu gelangen. Auch dort wurde Geschichte geschrieben: Hier residierten ab dem 16. Jahrhundert die äthiopischen Kaiser. Im 17. und 18. Jahrhundert wurde der mächtige Kaiserpalast „Gemp“ erbaut. Der Vergleich mit dem Hof des britischen Sagenkönigs Artus brachte der Stadt den Namen „Camelot von Afrika“ ein.

Rund um die Wehrmauer des Palasts finden sich fünf Kirchen. Das bekannteste Gotteshaus Gondars aber liegt auf einer Anhöhe, die vom zentralen Stadtplatz aus zu Fuß zu erreichen ist: Debre Berhan Selassie, die „Kirche der Dreifaltigkeit auf dem Berg des Lichts“. Frauen dürfen sie nur über den Südwesteingang betreten. Und wie bei allen Kirchen hier muss man die Schuhe ausziehen.

Innen erwartet den Besucher viel Farbenpracht. Von der hölzernen „Engelsdecke“ der Klosterkirche blickt eine Vielzahl an himmlischen Augenpaaren auf den Betrachter hinab.

Rudolf Stumberger

▲ Äthiopiens letzter Kaiser Haile Selassie wurde 1974 durch das Militär gestürzt.

70 JAHRE GRUNDGESETZ

„Vor Gott und den Menschen“

Die Verkündung der provisorischen Verfassung schuf die Bundesrepublik Deutschland

Heute, am 23. Mai 1949, beginnt ein neuer Abschnitt in der wechselvollen Geschichte unseres Volkes: Heute wird nach der Unterzeichnung und Verkündung des Grundgesetzes die Bundesrepublik Deutschland in die Geschichte eintreten.“ Mit diesen Ausführungen eröffnete Konrad Adenauer die feierliche Zeremonie zur Unterzeichnung des Grundgesetzes im Parlamentarischen Rat.

„Wir alle sind uns klar darüber, was das bedeutet“, sagte Adenauer. „Wer die Jahre seit 1933 bewusst erlebt hat, wer den völligen Zusammenbruch im Jahre 1945 mitgemacht hat, wer bewusst erlebt hat, wie die ganze staatliche Gewalt seit 1945 von den Alliierten übernommen worden ist, der denkt bewegten Herzens daran, dass heute, mit dem Ablauf dieses Tages, das neue Deutschland erstet.“

Damals hat wohl niemand unter den Vätern und Müttern der neuen „Übergangsverfassung“ gehaut, dass ihre Schöpfung die ersehnte Wiederherstellung der deutschen Einheit überdauern und gleichsam das 70. Lebensjahr erreichen würde. Offenbar ist in der deutschen Geschichte nichts so erfolgreich wie ein gut durchdachtes Provisorium.

Westdeutscher Teilstaat

Am 1. Juli 1948 hatten die drei westlichen Militärgouverneure mit den „Frankfurter Dokumenten“ den Auftrag zur Einberufung einer verfassunggebenden Versammlung für einen westdeutschen Teilstaat erteilt. Den ersten Entwurf einer Verfassung, quasi den Grundriss des Grundgesetzes, hatten Experten der Landesregierungen im August 1948 auf dem Konvent von Herrenchiemsee zusammengestellt. Parallel hierzu hatten die elf Landesparlamente ihre Vertreter für den Parlamentarischen Rat gewählt, 61 Männer und vier Frauen.

Auf der Suche nach Tagungsräumlichkeiten und Wohnunterkünften entschied man sich für Bonn am Südrand der britischen Besatzungszone. Konrad Adenauer, Chef der CDU in der britischen Zone, wurde zum Präsidenten des Parlamentarischen Rats gewählt. Er prophezeite allerdings dem Grundgesetz und dem neuen Staat keine lange Lebensdauer: Die andauernde sowjetische Berlin-Blockade und die



▲ Am 23. Mai 1949 verkündete Konrad Adenauer (Mitte) als Präsident des Parlamentarischen Rats das deutsche Grundgesetz. Fotos: akg, imago (2)



▲ Das Grundgesetz gibt es sogar für die Hosentasche.

alliierte Luftbrücke müssten über kurz oder lang einen neuen Weltkrieg heraufbeschwören.

Die Schlüsselrolle bei den Beratungen kam dem Vorsitzenden des Hauptausschusses zu: Der renommierte Staats- und Völkerrechtler Carlo Schmid (SPD), Justizminister von Württemberg-Hohenzollern und bereits führendes Mitglied des Herrenchiemseer Konvents, galt als Mann von humanistischer Bildung und moralischer Integrität.

Um dem Eindruck entgegenzuwirken, die Weststaatsverfassung zementiere staatsrechtlich die deut-

sche Teilung, regte Schmid den Begriff „Grundgesetz“ an. CDU/CSU und das Zentrum fügten der Präambel den Gottesbezug hinzu: „Im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen ...“

Während die Bevölkerung darüber lästerte, die Volksvertreter würden bei der Arbeit trödeln, um ihr Bonner Luxusleben länger genießen zu können, hatten die Delegierten den Zeitaufwand der Beratungen sträflich unterschätzt: Man werde nach zwei, drei Monaten alles geregelt haben, war vielfach zu hören. In der Realität jedoch ergaben sich zahlreiche Streitpunkte.

Worüber sich die Abgeordneten die Köpfe heißredeten, interessierte auch die Verbindungsoffiziere und Geheimdienste der westlichen Besatzungsmächte. In Paris, London und Washington mehrte sich die Unzufriedenheit mit den Grundgesetzberatungen. Diese brachten sie am 22. November 1948 in einem Memorandum der drei Militärgouverneure an Adenauer zum Ausdruck.

Manche Abgeordnete sahen hierdurch das Ansehen des Parlamentarischen Rats beschädigt. Carlo Schmid wollte den Einspruch selbstbewusst ignorieren, schließlich handele man im Auftrag des deutschen Volkes. Doch Adenauer erinnerte mit der Bemerkung „Wer hat eigentlich den Krieg gewonnen?“ daran, dass die realen Machtverhält-

nisse den Rat zu Zugeständnissen zwangen.

Über den Bonner Weichenstellungen für die Zukunft lagen unweigerlich die Schatten der jüngsten Vergangenheit – die Fehlkonstruktionen der Weimarer Reichsverfassung und die Katastrophen von NS-Totalitarismus und Holocaust. Nicht umsonst stellten die Väter und Mütter des Grundgesetzes in Artikel 1 das Bekenntnis „Die Menschenwürde ist unantastbar“ an die Spitze eines Grundrechtskatalogs. Dieser verpflichtete so effektiv wie nie zuvor die Staatsgewalt und konnte per Verfassungsbeschwerde beim 1951 eingerichteten Bundesverfassungsgericht durchgesetzt werden.

Aus Weimar gelernt

In der Weimarer Verfassung hatten die Grundrechte noch lediglich den Status von Programmsätzen und Staatszielbestimmungen gehabt, die vielleicht die Verwaltung banden, aber nicht den Gesetzgeber. Nun entwickelte das Grundgesetz eine eigene Systematik, unter welchen Bedingungen Grundrechte überhaupt eingeschränkt werden durften. Zu jenen Anforderungen in formeller wie materieller Hinsicht zählt insbesondere die „Wesensgehaltsgarantie“ von Artikel 19.

Gerade weil die Weimarer Reichsverfassung relativ leicht zu ändern war, konnte Hitler 1933 mit seinem „Ermächtigungsgesetz“ das Tor zur Diktatur aufreißen. Im Kontrast hierzu definiert Artikel 79 mit seiner Zweidrittelmehrheit und der „Ewigkeitsgarantie“ für die Menschenwürde, die föderal strukturierte parlamentarische Republik und die freiheitlich-demokratische und soziale Grundordnung sehr hohe Hürden für eine Grundgesetzänderung.

Was Artikel 3 anbetraf, hätten sich die Väter des Grundgesetzes mit der Formel „Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich“ zufriedengegeben. Doch den vier Müttern des Grundgesetzes, insbesondere der SPD-Abgeordneten Elisabeth Selbert, war dies nicht deutlich genug. Sie setzten dank einer deutschlandweiten Kampagne von Frauenrechtsorganisationen die juristisch eindeutige Formulierung „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“ durch, die auf das zukünftige Arbeits- und Familienrecht ausstrahlte.

Die Weimarer Reichsverfassung war letztlich an den konkurrierenden Machtpolen zwischen Reichstag und Reichspräsident gescheitert. Der Reichspräsident ernannte und entließ den Kanzler und dessen Minister, bestimmte den Zuschnitt der Ressorts und konnte auf ein Misstrauensvotum gegen seinen Regierungschef mit der Auflösung des Reichstags antworten. Der Bundespräsident sollte nun ein repräsentierendes Staatsoberhaupt sein, aber kein „Ersatzkaiser“, der den Reichstag auflösen und mit Notverordnungen regieren konnte.

Der neue Regierungschef sollte fortan allein die Mehrheit der Bundestagsmitglieder, aber nicht die Zustimmung des Staatsoberhauptes benötigen. Erst wenn die „Kanzlermehrheit“ nicht zustande kommt, sollte der Bundespräsident nach Artikel 63 entweder den Weg für eine Minderheitsregierung ebnen oder Neuwahlen auf den Weg bringen dürfen.

Gemäß der Weimarer Reichsverfassung konnte die Reichstagsopposition einen Kanzler stürzen und sogar einzelne Minister aus dem Kabinett kegeln, ohne Mehrheiten für einen Nachfolger zusammenzim-

mern zu müssen. Bereits in Weimar gab es einzelne Staatsrechtler wie Ernst Fraenkel, die dringend Nachbesserung durch ein konstruktives Misstrauensvotum anmahnten – vergeblich.

Vertrauensfrage ist neu

1948/49 gab es an der Einführung des staatsrechtlichen Sicherheitsnetzes, einen Kanzler nach Artikel 67 allein durch die konstruktive Wahl eines Nachfolgers ablösen zu können, keine Zweifel mehr. Doch erst im Januar 1949 entschied der Parlamentarische Rat, dass sich ein solches Misstrauensvotum allein gegen den Bundeskanzler, aber nicht mehr gegen dessen Kabinettsminister richten dürfe. Dadurch und durch das ebenfalls neugeschaffene Instrument der Vertrauensfrage wurde der Kanzler „in einem ganz anderen Umfang zum Herrn der Regierung, als er es nach unseren bisherigen Vorstellungen gewesen ist“, meinte Carlo Schmid.

Am längsten und intensivsten wurde im Parlamentarischen Rat über die Machtbalance zwischen Bund und Ländern und über die Finanzverfassung gestritten, wo-

bei die Westalliierten Partei für die Länderinteressen und gegen einen dominanten Zentralstaat ergriffen. In einem Memorandum vom 2. März 1949 sahen die drei Militärgouverneure ihre Vorgaben vom November 1948 zum Thema Föderalismus ignoriert und wollten dem Parlamentarischen Rat sogar eigene Formulierungen ins Grundgesetz diktieren.

Auf der Zielgeraden geriet der ganze Prozess der Verfassungsgebung in eine existenzielle Krise. Adenauer vermutete schon, dass die Besatzungsmächte das Grundgesetz ablehnen und das Projekt der westdeutschen Staatsgründung beerdigen würden. Allerdings wussten die Westalliierten, dass sie damit Stalins Herzenswunsch erfüllen würden und ihnen langsam die Zeit davollief. Also fand man einen Kompromiss.

Auf den Tag vier Jahre nach Kriegsende, am 8. Mai 1949, verabschiedete der Parlamentarische Rat das Grundgesetz in der dritten Lesung mit 53 zu zwölf Stimmen. Am 10. Mai setzte sich Bonn als „provisorische Bundeshauptstadt“ gegen Frankfurt am Main mit seiner Paulskirchentradition durch.

Zwei Tage später gaben die drei Militärgouverneure ihre Zustimmung zum Grundgesetz, das schließlich zwischen dem 18. und 21. Mai von zehn der elf Länderparlamente angenommen wurde. Allein der bayerische Landtag lehnte das Grundgesetz ab, wobei er gleichzeitig dessen Rechtsverbindlichkeit für den Freistaat anerkannte. „Nein zum Grundgesetz und Ja zu Deutschland“, lautete die Devise von Ministerpräsident Hans Ehard, der dennoch seine Unterschrift unter das Grundgesetz setzte.

Geburt der BRD

Am 23. Mai 1949 konnte Adenauer in einer feierlichen Sitzung des Parlamentarischen Rats das Grundgesetz ausfertigen und verkünden. Mit seinem Inkrafttreten am Tag darauf war die Bundesrepublik Deutschland gegründet. Nach dem Fall der Mauer 1989 und der Wiedervereinigung im Jahr darauf traten die fünf neugebildeten ostdeutschen Länder dem Geltungsbereich des Grundgesetzes bei. Das einstige Provisorium hatte endgültigen Charakter angenommen.

Michael Schmid

Unzählige Menschen versammeln sich in der Nacht vom 2. auf den 3. Oktober 1990 zur Feier der Wiedervereinigung Deutschlands vor dem Reichstag in Berlin. Die Hoffnung auf die deutsche Einheit behielt man schon bei der Erarbeitung der als vorläufig betrachteten westdeutschen Verfassung im Blick. Deshalb nannte man sie „Grundgesetz“. Seit 1990 gilt sie auch für das Gebiet der ehemaligen DDR.



UNGEWÖHNLICHE GESCHICHTE

Kopten ziehen in den Bunker

Aus Nazi-Bau wird Gotteshaus: Papst Tawadros II. weiht Beton-Kirche in Düsseldorf

DÜSSELDORF – Rund 1000 koptische Familien leben im Raum Düsseldorf, ihre Zahl wuchs aufgrund der Gewalt in Nahost zuletzt an. Schnell wurde die bisherige Kirche zu klein. In der „Bunkerkirche“ haben sie nun eine neue Heimat gefunden.

Sie wirkt grau und ein wenig plump. Von außen betrachtet ist die „Bunkerkirche“ in Düsseldorf-Heerdt wahrlich keine Schönheit. Für die örtliche koptische Gemeinde spielt das keine Rolle – sie ist in das früher katholische Gotteshaus eingezogen. Die bewegte Geschichte dieser einzigartigen Kirche erhält damit ein weiteres Kapitel. Das Oberhaupt der koptisch-orthodoxen Christen, Koptenpapst Tawadros II., reiste aus Ägypten an, um das Gotteshaus zu weihen.

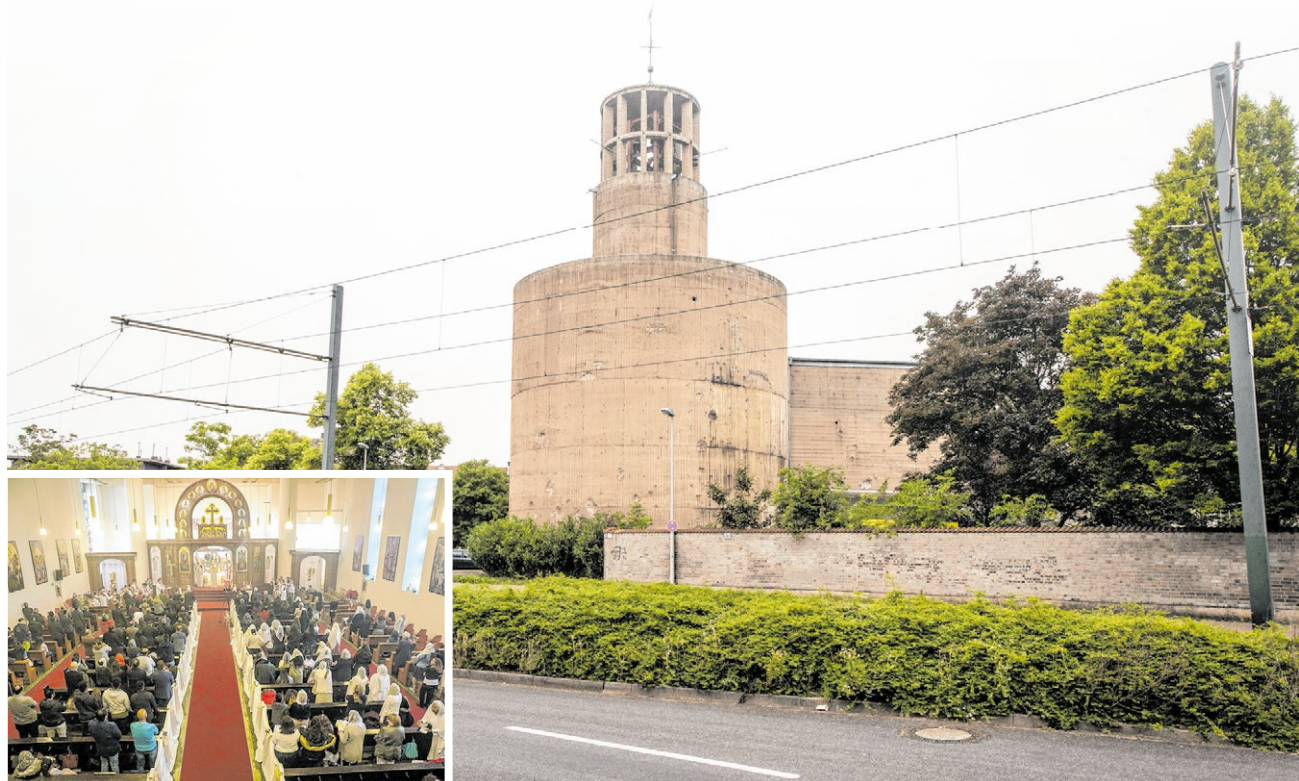
Gemeinden wachsen

Mehr als 12 000 Kopten leben nach Angaben des koptisch-orthodoxen Bischofs Anba Damian derzeit in der Bundesrepublik – mehr als doppelt so viele wie noch vor sechs Jahren. Der Konflikt im Nahen Osten, Verfolgung und Diskriminierung trieben viele Kopten in die Flucht. „Die Menschen haben hier in Deutschland Schutz gesucht. Unsere Gemeinden sind deutlich gewachsen, neue sind entstanden“, sagt Bischof Damian.

Im Raum Düsseldorf wohnen derzeit rund 1000 koptische Familien. 2010 seien es etwa 400 gewesen, erklärt die örtliche Gemeinde. Die Folge: Das von den Kopten genutzte Gotteshaus platzte geradezu aus allen Nähten. Auf der Suche nach einer neuen religiösen Heimat wurde die Gemeinde in Heerdt fündig. Bereits im Oktober 2017 wollte Tawadros II. die „Bunkerkirche“ als koptisch-orthodoxe Kirche weihen, musste damals aber aus gesundheitlichen Gründen absagen. Nun hat er die Zeremonie nachgeholt.

Auf Initiative des Düsseldorfer Pfarrers Michael Dederichs hatte der Kölner Kardinal Rainer Maria Woelki den Kopten die Kirche geschenkt. Damit habe „dieses einmalige Gotteshaus eine Zukunft als christliche Kirche“, freut sich Dederichs.

Der Kirchenbau entstand aus einem von den Nazis errichteten Bunker. Vor fast 70 Jahren, am 30. Ok-



▲ Die „Bunkerkirche“ in Düsseldorf-Heerdt ist im Kern ein Luftschutzbunker. 1949 wurde der Betonbau katholisches Gotteshaus. Bei der Umgestaltung zu einer orthodoxen Kirche erhielt der Innenraum eine Ikonostase, die den Altarraum abtrennt.

tober 1949, wurde das Gotteshaus vom damaligen Kölner Kardinal Josef Frings geweiht. Die Geschichte der Kirche geht jedoch auf das Jahr 1926 zurück. Damals wurde die Pfarrei Sankt Sakrament gegründet. Man kaufte ein Grundstück, um Pläne für einen Kirchenneubau zu verwirklichen. Weil das Geld fehlte, wurde daraus zunächst aber nichts.

1940 beschlagnahmten die Nazis das Grundstück und begannen mit dem Bau eines Luftschutzbunkers.

Aus Tarnungsgründen gab man dem Betonbau die Grundform einer Kirche. Der große Luftschutzbunker mit über einen Meter starken Außenmauern bestand aus vier Etagen und war in zahlreiche, sieben Quadratmeter große Zellen aufgeteilt. Der Plan der Nazis ging auf: Die Bomber verschonten den kirchenförmigen Bunker. Noch heute zeugen allerdings Einschusslöcher im Kirchturm von der bewegten Vergangenheit des Gemäuers.

Nach Kriegsende setzte sich der damalige Pfarrer Carl Klinkhammer dafür ein, den Bunker in eine wirkliche Kirche umzubauen. Der als „Ruhrkaplan“ bekannte Geistliche hatte wegen seiner mutigen politischen Predigten während des Krieges im Gefängnis gesessen. Trotz Schwierigkeiten bei der Genehmigung wurde 1947 mit dem Umbau begonnen. Mit Hilfe der Gemeinde wurden Zwischendecken und Wände entfernt und Löcher für die Fenster in den Bunker gesprengt.

Ein Sanierungsfall

1949 wurde die Kirche Sankt Sakrament geweiht. Mehr als 45 Jahre später, im Jahr 1995, war ein Sanierungsfall daraus geworden. Die Decke, die aus 2,70 Meter starkem Stahlbeton bestand, zeigte Risse. Das Gotteshaus wurde umfassend renoviert, ein Satteldach errichtet.

Auch die Kopten legten noch einmal Hand an und errichteten eine Ikonostase, eine in orthodoxen Kirchen übliche Bilderwand vor dem Altarraum. Dass sich die Gemeinde trotz des etwas plumpen Äußeren in ihrer „Bunkerkirche“ wohlfühlen wird, steht laut Erzpriester Boulos Shehata außer Frage: „Das Äußere ist für uns nicht wichtig. Wir spüren die innere Schönheit der Kirche.“

Inga Kilian



▲ Tawadros II., weltweites Oberhaupt der Kopten, weihte am Sonntag die Düsseldorfer „Bunkerkirche“ und salbte den Altar. Fotos: Erzbistum Köln/Schoon (2), KNA

Namensgeberin einer Ära

Ein Leben für die Krone: Vor 200 Jahren wurde Queen Victoria geboren

Den Zeitungen war es damals kaum eine Notiz wert, als am 24. Mai 1819 die spätere Queen geboren wurde. Victoria galt als nicht wichtig. Das sollte sich bald ändern.

Während der Brexit Großbritannien schier zerreißt, produziert die königliche Familie positive Schlagzeilen wie gerade mit dem ersten Kind von Prinz Harry und seiner Frau Meghan, dem kleinen Archie Harrison. In diesem Jahr stehen in Großbritannien auch zahlreiche Veranstaltungen auf dem Programm, die an Queen Victoria und ihren Ehemann Prinz Albert erinnern, die beide vor 200 Jahren geboren wurden.

Victoria und Albert haben das erfunden, was die königliche Familie heute noch prägt: ihr Dasein als Familienfirma. Die Royals sollten glückliche Ehen führen, vorzeigbare Kinder produzieren und damit als Vorbild dienen. Momentan klappt das ganz gut.

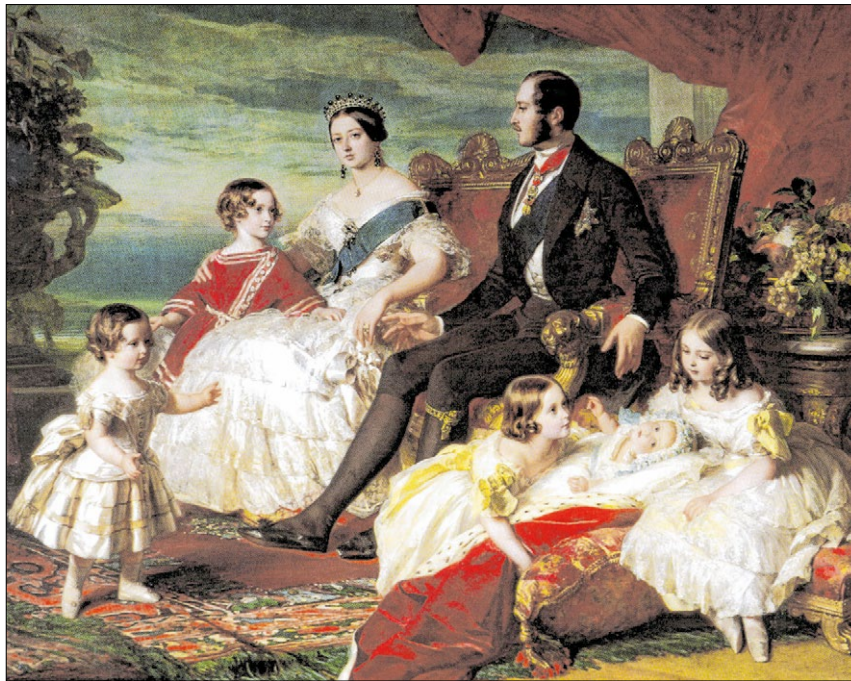
Mit 18 auf den Thron

Als Victoria 1837 mit 18 Jahren den Thron bestieg, war das Ansehen der Monarchie auf dem Tiefpunkt angekommen. 64 Jahre später, als sie starb, war es ihr gelungen, die Monarchie als nationale Institution zu festigen.

Die Historikerin Karina Urbach, Autorin einer Biografie Victorias, stellt fest: In der ersten Hälfte ihrer Regierungszeit inszenierte sie ihre Herrschaft als moralischen Kompass für die aufsteigende Mittelschicht. In der zweiten Hälfte war sie das persönliche Symbol des Königreichs. Es hieß über Victoria, sie habe ihr Empire wie eine Mutter und ihre Kinder wie eine Königin regiert. „Ihre Familienangehörigen bereiteten ihr mehr Schwierigkeiten als die Untertanen. Insofern waren ihr die Untertanen lieber“, meint Urbach.

In den langen Jahren ihrer Regierungszeit fungierte sie als integrative Klammer einer Gesellschaft, in der soziale Verunsicherung herrschte. Die britische Gesellschaft veränderte sich dank der Industrialisierung rasend schnell. Die Erfindung und der Einsatz der Eisenbahn hatten enorme Folgen für die Menschen, die Gesellschaft wurde mobiler.

Dank neuer Erfindungen wie Telefon und Telegraf verbreitete sich die Nachricht vom Tod der Queen 1901 innerhalb einer halben Stunde um die Welt. Gleichzeitig bestanden



▲ Königin Victoria, Prinz Albert und ihre Kinder auf einem Ölgemälde von Franz Xaver Winterhalter (1846). Als das Gemälde entstand, war Victoria fünffache Mutter. In den folgenden Jahren sollten noch vier weitere Kinder hinzukommen. Foto: imago

große soziale Ungerechtigkeiten, wie sie beispielsweise in den Sozialromanen des Schriftstellers Charles Dickens angeklagt wurden.

Schon zu Victorias Lebzeiten kam der Begriff Viktorianisches Zeitalter auf. Es war getragen von einer enormen Zuversicht, erklärt Urbach. Heute denke man beim Wort viktorianisch an „verklemmte Moralvorstellungen, Smog und Slums“. All das seien natürlich Probleme der Zeit gewesen. „Aber die Viktorianer selbst sahen sich als sehr fortschrittlich, sie arbeiten unermüdlich an Weiterbildung, sozialen Reformen, neuen Erfindungen. Es war eine Zeit des Wohlstands für eine neue Mittelschicht, die immer stärkeren politischen Einfluss gewann“, sagt Urbach.

Die Familie als Firma

Prinz Albert (1819 bis 1861), Ehemann und große Liebe der Königin, war ein typischer Viktorianer. Er interessierte sich für Technik und Fortschritt – Dinge also, die nicht bevorzugt im Blickpunkt Victorias standen. Ihm verdankt das englische Königshaus einen enormen Gewinn an Prestige. Denn er war es, der die Königsfamilie als Familienfirma inszenierte. Die glückliche Ehe und die vielen Kinder lieferten eine perfekte Kulisse, die von einem Maler aus Baden-Baden, Franz-Xaver Winterhalter, ins Bild gesetzt wurden. Victoria und Albert schufen

denisieren und sie nach englischem Vorbild zu beeinflussen, beginnend mit der ältesten Tochter Victoria, genannt Vicky. Sie wurde von ihren Eltern nach Berlin verheiratet und sollte gemäß deren Wünschen zusammen mit ihrem Ehemann Friedrich Preußen liberalisieren. Diese Rechnung ging nicht auf.

Royales Netzwerk

Generell galt eine Heirat mit einem Kind oder Enkel Victorias als Statussymbol in der Adelswelt des 19. Jahrhunderts. So hatte man Kontakt zu einem großen royalen Netzwerk. Victoria lud ihre Nachfahren immer wieder zu Besuchen ein, so dass in ganz Europa sehr englisch geprägte Monarchen regierten, die sich untereinander gut verstanden. Der Erste Weltkrieg bereitete dem ein Ende. Cousins und Cousinen, die eben noch miteinander Urlaub gemacht hatten, standen sich auf einmal feindlich gegenüber.

Bis heute sitzen Nachfahren der Monarchin auf den Thronen Europas. Elisabeth II. und ihr Mann, Prinz Philip, stammen beide in direkter Linie von Victoria ab, aber auch König Harald V. von Norwegen, Margrethe II. von Dänemark und Felipe VI. von Spanien.

Christiane Laudage

Buchtipps



Die Frau hinter der Herrscherin

QUEEN VICTORIA
Julia Baird
ISBN 978-3-8062-3784-9
34 EURO

In fünf Teilen widmet sich das Buch den Lebensabschnitten Victorias als Prinzessin, junge Königin, Ehefrau von Prinz Albert, Witwe und schließlich als „Regina Imperatrix“, Herrscherin eines Weltreichs und Symbolfigur eines Zeitalters. Vor allem die beiden letzten Teile werfen ein neues Licht auf die Frau, von der allgemein angenommen wird, sie habe sich nach dem frühen Tod ihres Mannes in ihrer Trauer vergraben und quasi aufgehört zu regieren. Zwar hat sie sich von diesem Schicksalsschlag nie erholt, schreibt die Autorin im Vorwort. Die Hingabe an die Krone und ihr Land blieben jedoch Zeit ihres Lebens ungeschmälert: „Ihre unbeugsame, unerschütterliche Gegenwart formte ein ganzes Jahrhundert, weil sie Macht übernahm, als diese anderen Frauen noch versagt blieb“, erklärt Baird. Die Autorin behält bei der Schilderung der Ereignisse auch den „Menschen“ Victoria im Blick und zeigt auf, dass selbst eine Königin nicht vor Wutausbrüchen, Selbstzweifeln, Eigensinn und Egoismus gefeit ist. All das macht die in historischen Darstellungen oft unnahbar und freudlos wirkende Victoria nahbarer und sympathischer. Victoria Fels

KINDERBUCHKLASSIKER

So stark wie sonst niemand

Astrid Lindgrens bekannteste Titelheldin Pippi Langstrumpf feiert 75. Geburtstag

STOCKHOLM – Eines hatte Astrid Lindgren schon als Teenager beschlossen: „Niemand würde ich ein Buch schreiben.“ Dass sie 1944 mit Pippi Langstrumpf einen Kinderbuchklassiker verfasste, ist nicht zuletzt einem Schneefall zu verdanken.

Ein krankes Kind und eine Mutter mit blühender Fantasie – dieser Kombination verdankt die Welt die kunterbunten Geschichten über Pippi Langstrumpf. Eigentlich, so erinnert sich Astrid Lindgren (1907 bis 2002) in ihrer Autobiografie „Das entschundene Land“, habe sie nie Bücher schreiben wollen.

Schon in ihrer Schulzeit sei ihr immerzu eine Schriftstellerkarriere prophezeit worden. „Das entsetzte mich derart, dass ich förmlich einen Beschluss fasste: Niemals würde ich ein Buch schreiben. Ich hielt mich nicht für berufen, den Bücherstapel noch höher anwachsen zu lassen.“

Doch dann, im Winter 1941, lag ihre Tochter Karin krank im Bett und hatte Langeweile. „Erzähl mir was von Pippi Langstrumpf“, bat sie ihre Mutter einem spontanen Einfall folgend. Den Namen hatte sie sich in diesem Moment ausgedacht. Und ihre Mutter Astrid ließ sich nicht lange bitten. Neugierig, frech, Autoritäten ignorierend, geradezu anarchistisch und rebellisch – Pippi war alles andere als normal.

„Weil es ein merkwürdiger Name war, wurde es auch ein merkwürdiges Mädchen“, erinnert sich Lindgren. Karin war begeistert, ebenso ihre Cousinen und Schulfreundinnen, die von nun an sehr gerne den wilden Geschichten lauschten.

Ende der Langeweile

Möglicherweise wäre es nur bei den Erzählstunden geblieben, wenn Astrid Lindgren nicht einige Jahre später, im Winter 1944, selbst das Bett hätte hüten müssen. „Doch dann kam dieser Schnee, der die Straßen glitschig wie Schmierseife machte. Ich fiel hin, verstauchte mir den Fuß, musste liegen und hatte nichts zu tun. Was tut man da? Schreibt man vielleicht ein Buch? Ich schrieb Pippi Langstrumpf.“ Das Manuskript sollte ein Geschenk zu Karins zehntem Geburtstag am 21. Mai 1944 werden.

Die Ur-Pippi, die deutlich frecher und unangepasster daherkam als die



▲ Pippi Langstrumpf (Mitte) mit ihren zwei Freunden Tommy und Annika. Die Verfilmungen mit Inger Nilsson in der Hauptrolle gehören bis heute zu den erfolgreichsten.

schließlich Veröffentlichte, sei keine Schablone für kinderpsychologische oder pädagogische Ansichten gewesen – „eher eine fröhliche Pazifistin, deren Antwort auf die Brutalität, Bosheit und Gewalt des herrschenden Zweiten Weltkriegs Güte, Großzügigkeit, Humor und gute Laune waren“, schreibt Autor Jens Andersen in seiner Astrid-Lindgren-Biografie.

Im April 1944 reichte Astrid Lindgren das Pippi-Langstrumpf-Manuskript beim großen schwedischen Verlag Bonniers ein. In ihrem Begleitschreiben bezeichnete sie Pippi als „kleinen Übermenschen in Kindergestalt“. Dank ihrer übernatürlichen physischen Kräfte und vieler anderer Umstände sei Pippi

vollkommen unabhängig von Erwachsenen und lebe ihr Leben, gerade so wie es ihr gefalle. Das Schreiben endet mit der humorvoll formulierten Hoffnung, dass der Verlag schon nicht das Jugendamt alarmieren werde. Im September erhielt sie dann die Absage.

Pippi wird braver

In den darauffolgenden Monaten haderte Lindgren damit; dann, im Sommer 1945, reichte sie ein überarbeitetes und laut Tochter Karin geglättetes Pippi-Manuskript für einen Kinderbuchwettbewerb des Stockholmer Verlags Rabén & Sjögren ein, bei dem bereits ihr Mädchenbuch „Britt-Mari erleichtert ihr

Herz“ erschienen war. Sie gewann. Im November 1945 erschien Pippi Langstrumpf.

Pippi wurde zu einem außergewöhnlichen Erfolg. Zunächst gab es jedoch auch deutliche Kritik. Pippi sei ein schlechtes Vorbild für Kinder, die Sprache teilweise vulgär, bemängelten Kritiker. Der schwedische Literaturkritiker und Professor für Pädagogik und Psychologie, John Landquist, schrieb im „Aftonbladet“, kein „normales Kind isst eine ganze Sahnetorte auf oder geht barfuß auf Zucker. Beides erinnert an die Phantasie einer Irren.“ Lindgren sei untalentierte und unkultivierte, Pippi unnormal und krankhaft. Das Buch erscheine ihm wie „etwas Unangenehmes, das an der Seele kratzt“.

Das tat dem Erfolg jedoch keinen Abbruch. Bis heute wurde das Buch in 70 Sprachen übersetzt und weltweit rund 70 Millionen Mal verkauft. Auch die Verfilmungen waren ein großer Erfolg. Heute, 75 Jahre nach ihrer Entstehung, ist Pippilotta Viktualia Röllgardina Pfefferminza Efraimstochter Langstrumpf für eine ganze Generation eine Kindheitsheldin – und ihre Abenteuer begeistern noch immer Groß und Klein.

Für Astrid Lindgren war Pippi der Beginn einer großen Karriere. „Ich wollte nicht Bücher schreiben“, sagte sie einmal in einem Zeitungsinterview. „Aber als ich angefangen hatte, war es schwer aufzuhören.“

Inga Kilian



◀ Astrid Lindgren (Aufnahme von 1988) verfasste zwischen 1944 und 1993 rund 35 Bücher, viele Geschichten und Märchen, die Manuskripte zu den meisten Verfilmungen ihrer Bücher und die Liedtexte in den Filmen.

Fotos: imago

MARIONETTENTHEATER

„Von Augsburg aus in alle Welt“

Sonderausstellung im Puppenkistenmuseum führt auf die Handelswege der Fugger



▲ Figuren aus dem Kabarett der Puppenkiste tummeln sich auf einer Kogge. So ähnlich sahen die Handelsschiffe der Fugger aus. Fotos: Mitulla

AUGSBURG – Venedig, Genua, Madrid, Bozen, Florenz, Innsbruck, Köln und Lübeck: Das sind nur ein paar der Städte, an denen die Handelsfamilie Fugger Standorte hatte, Rohstoffe abbauen ließ oder Geschäfte machte. Es zog sie „von Augsburg aus in alle Welt“. So lautet das Motto der neuen Sonderausstellung im Puppenkistenmuseum „Die Kiste“, das anhand von 123 Puppen aus Figurentheatern, die heute in diesen Orten beheimatet sind, Handelsrouten der Fugger darstellt.

Der Rundgang beginnt im sogenannten Dachboden des Museums. Hier haben die Ausstellungsmacher eine Kogge nachgebaut, um zu zeigen, wie die Schiffe ausgesehen haben, mit denen Gewürze, Stoffe und andere Handelsgüter für die Fugger über die Weltmeere transportiert wurden. Kleinen Besuchern wird es besser gefallen, darin ein Piratenschiff zu sehen. Es tummelt sich darauf eine muntere Gesellschaft aus 50 Figuren, die im Kabarett der Puppenkiste aufgetreten sind.

Vorbei an einer Seekarte im alten Stil, die natürlich Puppenkisten-Elemente aufweist, und einem historischen Webstuhl aus dem Museum Oberschönenfeld, führt der Rundgang an zahlreichen Kisten vorbei. Im Hintergrund ist jeweils eine gro-

ße Ansicht des Ortes zu sehen, davor wurden Puppen der verschiedenen Theater arrangiert. Für Kinder werden diese sicher das Interessanteste in der Ausstellung sein. „Wir sind kein Geschichtsmuseum und haben deshalb mit dem Fugger- und Welser-Erlebnismuseum kooperiert“, erklärt Michael Neumeir vom Museum und verweist auf die Kombi-Eintrittskarte für beide Häuser.

Über 30 Niederlassungen

Die Fugger hatten fast 20 Faktoreien in mehreren Ländern und über 30 kleine Niederlassungen, Bergwerke und Verarbeitungsbetriebe. Für Mailand hat das dortige Atelier

Carlo Colla e Figli eine Nussknacker-Szene bereitgestellt. Im Kasten Wien ist der Wanderhändler Karl Bandlkramer zu sehen, vor der Kulisse von Frankfurt an der Oder steht Ronja Räubertochter mit ihrem Freund Birk aus dem dortigen „Theater des Lachens“. Als weitere Standorte an der Handelsroute wurden Neusohl in Ungarn, der Bergbauort Schwaz, Madrid, Leipzig, Bozen, Sevilla, Nürnberg, Schwäbisch Hall, Köln, Innsbruck, Lyon, Lübeck und Lissabon ausgewählt.

Augsburg darf natürlich nicht fehlen. Hier lehnt sich Jakob Fugger der Reiche an einen Brunnen, umgeben von Geldsäcken, die das Fugger-Symbol, einen Dreizack, tragen.



▲ Tünnes und Schäl, die legendären Figuren aus dem Händeschen Theater in Köln. Die Domstadt war im 16. Jahrhundert ein bedeutendes Handelszentrum.



▲ Jakob Fugger der Reiche lehnt sich an einen Brunnen. Im Hintergrund eine Abbildung des Augsburger Rathauses.

Man würde es heute als Firmen-Logo des global agierenden Unternehmens bezeichnen.

In einem Regal sind Münzen, verschiedene Gesteine und das Fugger-Barchent – ein Stoff aus Leinen und Baumwolle – ausgestellt sowie verschiedene Gewürze, mit denen gehandelt wurde. Die „Zick-Zack-Wand“ blickt auf die Geschichte der Fugger, stellt die wichtigsten Personen und zwei bedeutende Schiffsfunde dar. Das Wrack der „Bom Jesus“ wurde 2008 entdeckt und trägt eindeutige Hinweise auf die Fugger. Deren Erfolgsgeschichte wird auf einer langen Strecke mit Jahreszahlen am Boden deutlich. Sie beginnt 1367, als sich Hans Fugger in Augsburg niederließ, und endet 1657 mit der Aufgabe aller Montan- und Handelsgeschäfte der Fuggerfirma.

Der „Kaschperl“ aus der Puppenkiste hat sich wie immer dazugesellt und im Film „Augusta Kasperlicorum“ zeigt er die schönsten Ecken seiner Heimatstadt. In der Kinder-ecke darf gebastelt werden.

Ganz nebenbei erfährt man, dass das Internetsymbol @ schon über 500 Jahre alt ist. Damals war es ein Zeichen für eine Gewichts- oder Volumeneinheit von knapp zwölf Kilogramm, zwölf Litern Öl oder 16 Litern Wein. Genannt wurde es „Arroba“. Roswitha Mitulla

Information

Die Schau „Von Augsburg aus in alle Welt – Figurentheater an den Handelswegen der Fugger“ ist bis 3. November im Museum „Die Kiste“, Spitalgasse 15, in Augsburg zu sehen. Im Internet: www.augsburger-puppenkiste.de.

45

„Aber Mama, dass ausgerechnet du mir abrätst, das wundert mich. Andere Mütter wären stolz auf einen

Sohn, der Priester wird. Von dir hätt ich erwartet, dass du dich freust, wenn ich Gott am Altar dienen will“, sagte Rudi.

Nach einigem Nachdenken fuhr Hanni fort: „Vielleicht hat Gott dir deshalb das Leben geschenkt, damit mal einer deiner Nachkommen einen geistlichen Beruf ergreift. Für dich jedenfalls ist es nichts. Du würdest damit nur unglücklich werden.“ Ihr Sohn holte tief Luft, weil er noch einiges vorbringen wollte. Sie aber winkte ab: „Sei still, Bub, sei still. Ich versteh's halt jetzt nicht besser. Aber das versprech ich dir: dass ich dann, wenn ich es mal besser verstehe, es so richte, wie es recht ist.“ Wir konnten diese Worte zunächst nicht einordnen und glauben, sie sei verwirrt. Später aber kamen wir zu der Überzeugung, dass unsere Mutter die außergewöhnliche Gabe besaß, hinter die Dinge zu schauen.

Seit der Rudi da war, wechselten wir uns mit der Nachtwache ab. Dadurch kam ich auch einmal wieder dazu, einige Stunden durchzuschlafen. In der Nacht vom 18. auf den 19. April war mein Bruder wieder mit Wachen an der Reihe. In seinem Beisein entschlief die Mama so sanft und so friedlich, dass er gar nichts davon merkte. Erst nach einer Weile fiel ihm auf, dass sie nicht mehr schnaufte, da weckte er den Karl und mich. Sofort eilten wir an ihr Lager. Sie hatte ein so friedliches Gesicht, ja es schien mir, als liege ein Lächeln darauf. Nun war sie wirklich von allen Sorgen und Schmerzen erlöst.

Nachdem ich die Mutter gewaschen und ihr ein frisches Nachtgewand angezogen hatte, beteten wir zu dritt den Rosenkranz und gingen tieftraurig gemeinsam zu Bett, um noch ein paar Stunden Schlaf zu bekommen. Der Karl lag in der Mitte, der Rudi rechts und ich links. Erstaunlicherweise schlief ich auch gleich ein.

Gegen vier Uhr wurde ich wach und erinnerte mich so deutlich an einen Traum, dass ich zuerst dachte, er sei Wirklichkeit: Es hatten sich viele Leute ums Haus versammelt, vielleicht dreihundert an der Zahl. Diese machten einen Mordskrach. Immer wieder schrie einer von ihnen: „Jetzt müssen wir aber fahren!“ Ärgerlich trat ich auf den Balkon und rief in die Menge hinein: „Macht doch nicht so einen Lärm. Da drin liegt doch meine kranke Mutter!“ Von der Balkontür aus schaute ich auf ihr Bett. Ich sah sie aufstehen und auf mich zugehen. Sie sah gut aus, hatte rosige Wangen,

Sommererde

Eine Kindheit als Magd



Rudi hat es noch rechtzeitig ans Sterbebett seiner Mutter geschafft. In den drei Wochen, die ihm mit Hanni noch bleiben, liest er ihr oft aus der Bibel vor oder spricht mit ihr über seine Zukunftspläne. Rudi möchte gerne Priester werden. Doch seine Mutter ist mit diesem Vorhaben plötzlich nicht mehr einverstanden. Sie rät ihrem Sohn, lieber zu heiraten. Der Priesterberuf sei nichts für ihn.

die Haare waren schön gewellt. Sie trug ihr Lieblingsdirndl, streckte die Arme nach vorn und rief: „Ja, ich komm ja schon!“ Durch sie hindurch sah ich ihren kranken Körper im Bett liegen.

In derselben Sekunde, in der ich realisierte, dass dies nur ein Traum gewesen war, sprang Rudi auf und fragte: „Habt ihr dieses schöne Halleluja gehört? Ein so schönes Halleluja ist mir bisher noch nie zu Ohren gekommen!“ Auch er schien geträumt zu haben. Nun erzählte ich ihm meinen Traum, und wir waren uns einig, dass man in dieser Stunde die Seele unserer Mutter geholt hatte. Danach schliefen wir tief und fest bis zum nächsten Morgen. Erst dann benachrichtigten wir den Arzt und den Bestatter.

Die Beerdigung wurde für Samstag, den 24. April, festgesetzt. Fast 500 Menschen gaben der Mama das letzte Geleit. Wir hatten vorsorglich 500 Sterbebilder drucken lassen, und es sind kaum welche übrig geblieben. Allein aus Südtirol war ein ganzer Bus mit Verwandtschaft gekommen. Unter ihnen befand sich natürlich auch Mamas Zwillingsschwester Berta.

Bei ihrer Abfahrt in Lichtenberg hatte bereits ein mildes Frühlingswetter geherrscht, deshalb kam sie entsprechend leicht gekleidet an. Doch als sie bei uns aus dem Bus stieg, stürmte und schneite es, und sie fror in ihrem Sommermäntchen erbärmlich. Deshalb bot ich ihr den schwarzen Wintermantel meiner Mutter an, in den sie ohne

Weiteres passte. Die beiden hatten nicht nur ein Leben lang ähnliche Gesichtszüge, sondern auch die gleiche Größe und die gleiche Figur gehabt. Zusätzlich stattete ich meine Tante mit dem schwarzen Kopftuch meiner Mutter aus. So begleitete sie uns zur Kirche.

Der Sarg stand, wie damals üblich, während des Requiems im Altarraum. Seinerzeit war es bei uns auch noch Sitte, dass die Gläubigen während der Opferung einen Opfergang machten. Das bedeutete, alle Kirchenbesucher gingen um den Hochaltar herum, um ihre Gabe in ein dort aufgestelltes Körbchen zu legen. Dabei kam man natürlich auch an dem Sarg und dem Pfarrer vorbei. Als meine Tante am Pfarrer vorbeiging, fuhr dieser erschreckt zusammen. In diesem Mantel und mit diesem Kopftuch hatte er meine Mutter oft in der Kirche gesehen, und aus diesem blickte ihn nun das Gesicht meiner Mutter an. Er schaute die Frau an, er schaute den Sarg an und schüttelte den Kopf.

Wie er mir nach der Beisetzung gestand, hatte er im ersten Moment geglaubt, der Geist meiner Mutter habe sich aus dem Sarg erhoben. Ihm war nicht bekannt gewesen, dass die Verstorbene eine Zwillingsschwester hatte. Auch viele andere Gottesdienstteilnehmer waren beim Anblick von Mutters Schwester ziemlich irritiert.

Im Übrigen verlief der Sterbegottesdienst sehr feierlich, viele Leute hatten Tränen der Rührung in den Augen. Dass unsere gute Mutter

nicht älter als 59 Jahre hatte werden dürfen, ist kein Wunder nach allem, was sie als Kind durchgemacht hatte und später in ihrem Erwachsenenleben – das war schon mehr, als mancher Mensch ertragen kann.

Sie fand ihren Halt stets bei Gott. Ich bin ihr sehr dankbar dafür, dass sie uns so religiös erzogen, uns beten gelehrt und uns immer das Gute und Schöne vorgelebt hat. Auf ihren Kranz ließen Rudi und ich schreiben: Vergelt's Gott, Mama, Deine Kinder. Gemeinsam vertrauen wir darauf, dass Gott ihr auch all das vergilt, was sie ihren Mitmenschen Gutes getan hat.

Hannis Zwillingsschwester

Wenn ich über das Leben meiner Mutter berichte, komme ich nicht umhin, auch ein wenig über ihre Geschwister zu erzählen. Denn diese waren untrennbar mit ihrem Leben verbunden, besonders ihre Zwillingsschwester. Als Hanni, meine Mama, ihren Auserwählten zu Hause vorgestellt hatte, wurde er sofort von der ganzen Familie akzeptiert, und ihre Mutter gab den kurzen Kommentar ab: „Den kannst ruhig heiraten. Der Rudolf ist ein guter Mensch.“ Wie wir wissen, hielten die zwei bereits im Jahr darauf Hochzeit, und es zeigte sich, dass meine Nandl mit ihrer Menschenkenntnis recht behielt. Doch bei ihren übrigen Kindern verlief die Partnerwahl leider nicht so glatt.

Ein wenig Einblick in das Leben ihrer Tochter Berta, Mamas Zwillingsschwester, haben wir ja schon bekommen. In Gomagoi, wo sie einige Jahre als Köchin arbeitete, gab es einen Metzger, der das Gasthaus regelmäßig mit Fleisch belieferte. Eines Tages brachte nicht der Chef, sondern Simml, sein neuer Geselle, das Fleisch in die Gasthausküche. Er erblickte die Köchin, und sie erblickte ihn, und schon hatten sich die beiden heftig ineinander verliebt.

Ohne Zögern verabredete er sich mit ihr für ihren nächsten freien Nachmittag. Auf einem sehr langen Spaziergang lernten sie sich näher kennen. Es folgten weitere Spaziergänge, und schon bald machte der Simml der Berta einen Heiratsantrag.

► Fortsetzung folgt

Sommererde
Roswitha Gruber
© Rosenheimer
Verlagshaus GmbH &
Co. KG Rosenheim
2018, ISBN:
978-3-475-54716-4



NORMANDIE

Von Jeanne d'Arc bis Monet

Hafenstadt an der Seine: Rouen ist reich an Geschichte und Geschichten

Die Stadt der 100 Kirchtürme, deren Glockengeläut himmelauf schwingt“, schrieb Victor Hugo im 19. Jahrhundert über Rouen. Er reihte sich ein in eine Vielzahl von Künstlern, die von der Hafenstadt an der Seine inspiriert wurden. Gustave Flaubert (1821 bis 1880) etwa ließ seine Romanfigur Emma Bovary mit der Postkutsche durch die schmalen Gassen seiner Geburtsstadt fahren. Dem Impressionisten Claude Monet hatte es die mächtige Kathedrale Notre-Dame angetan. An ihr studierte er das Spiel des Lichts zu unterschiedlichen Tageszeiten und schuf aus dieser Quelle eine Serie von über 30 Bildern.

Meisterwerk der Gotik

Bis heute ist die Kathedrale die wohl bedeutendste Sehenswürdigkeit der Stadt. Der hochaufstrebende Bau vereint alle gotischen Stilepochen. Er zählt ganze sieben Türme, darunter mit dem 151 Meter hohen Glockenturm den höchsten Kirchturm Frankreichs. Lange war er sogar der höchste Turm der Welt – bis ihn schließlich 1880 der Kölner Dom „übertrumpfte“.

Dass im 12. Jahrhundert in der Kathedrale das Herz des sagenumwobenen englischen Königs Richard Löwenherz bestattet wurde, passt gut



▲ Mittagspause nahe der gotischen Kathedrale Notre-Dame. Wer Rouen besucht, fühlt sich oft um Jahrhunderte zurückversetzt. Die Hauptstadt der Normandie ist berühmt für ihre mittelalterliche Architektur und die vielen Fachwerkhäuser.

Fotos: Loreck

zu der etwa 110 Kilometer nordwestlich von Paris gelegenen Hauptstadt der Normandie. Überall scheint sie Geschichte zu atmen und Geschichten zu erzählen. Allen voran die der Jeanne d'Arc (Johanna von Orleans).

Noch heute kann man den finsternen Turm sehen, in dem Frankreichs Nationalheldin hinter dicken Mauern gefangen war, bevor sie am 30. Mai 1431 auf dem Place du Vieux-Marché als Ketzerin verbrannt wurde. Das 19-jährige Bauernmädchen soll im 100-jährigen Krieg von höheren Mächten die Weisung erhalten haben, gegen die englische Besatzung zu kämpfen.

Heute steht dort, wo die legendäre Freiheitskämpferin starb, die 1979 fertiggestellte Kirche Sainte Jeanne d'Arc mit wunderbaren Glasfenstern der 1944 zerstörten Kirche Saint-Vincent. Die moderne Architektur mit dem in alle Richtungen strebenden Dach – es ist den lodernen Flammen des Scheiterhaufens nachempfunden – bildet einen seltsamen Kontrast zu den uralten Fachwerkbauten, die den Platz säumen. Viele beherbergen Restaurants. Immerhin ist die Normandie für eine ganze Reihe kulinarischer Köstlichkeiten bekannt, Austern etwa oder natürlich Cidre, Calvados und Camembert.

Bis heute ist spürbar, dass die Region im Mittelalter überaus reich

und mächtig war. Die gotische Kathedrale war Krönungsort und Grablege der normannischen Herzöge. Der neben Notre-Dame gelegene, ab 1509 erbaute Justizpalast gilt als größtes nichtsakrales gotisches Gebäude Europas.

1976 wurde unter dem „Palais de Justice“ das älteste jüdische Gebäude Frankreichs entdeckt. Experten vermuten, dass es sich bei dem Steinhaus um eine mittelalterliche Rabbinerschule gehandelt haben könnte. Ein einzigartiger Fund.

Lamm als Wappentier

Viele weitere markante Punkte finden sich in der malerischen Stadt – nicht nur bedeutende Kirchen wie etwa die ehemalige Abteikirche Saint-Quen, sondern auch eine der ältesten astronomischen Uhren Europas: Der Uhrenturm „Gros Horloge“ aus dem 14. Jahrhundert ist eine der beliebtesten Sehenswürdigkeiten von Rouen. Den einzigen Zeiger ziert an der Spitze ein goldenes Lamm, das Wappentier der Stadt. Das düstere Fachwerk-Beinhaus Aître Saint-Maclou samt Pestfriedhof erinnert unterdessen an den „Schwarzen Tod“, der die Stadt gleich zweimal heimsuchte.

Auch herausragende Museen kann Rouen aufweisen, allen voran das Musée des Beaux Arts (Museum



▲ Die Kathedrale Notre-Dame vereint alle gotischen Stilrichtungen. Von Juni bis Mitte September wird die Fassade der Kirche mit einer Licht- und Tonshow in Szene gesetzt.

der Schönen Künste), das die zweitgrößte Impressionistensammlung Frankreichs beherbergt.

Heuer im Juni findet in in der 110 000-Einwohner-Gemeinde die 30. Armada von Rouen statt. Etwa 50 Segelschiffe, 8000 Matrosen und bis zu zehn Millionen Besucher werden erwartet. *Susanne Loreck*



▲ Die Gros-Horloge, eine astronomische Uhr aus dem 14. Jahrhundert, ist ein zentraler Blickfang in der Altstadt.

Abseits der großen Pilgerströme

Wohnortnah und klimafreundlich: Routen in Deutschland werden immer beliebter

Spirituelle Erfahrungen machen, sich selbst finden, dem Himmel ein Stückchen näher kommen: Gründe für eine Pilgerreise gibt es viele. Geeignete Routen auch. Es muss nicht immer der Jakobsweg nach Santiago de Compostela, die Via Francigena von Siena nach Rom oder der Sankt Olavsweg in Norwegen sein. Auch hierzulande gibt es zahlreiche Möglichkeiten. So hat das Bistum Trier gerade eine eigene Broschüre über Pilgerwege veröffentlicht. Herausgeber Wolfgang Vierbuchen spricht im Interview über den Reiz, abseits der großen Pilgerströme auf Sinnuche zu gehen.

Herr Vierbuchen, beim Stichwort Pilgern denken wohl die meisten zunächst an den Jakobsweg. Für wen ist Ihre Broschüre über Pilgerwege im Bistum Trier gedacht?

Wir stellen eine Auswahl von zehn Pilgerwegen in unserem Bistum vor. Es sind alles Wege, die Menschen seit Jahrhunderten gehen. Dabei handelt es sich beispielsweise um den Mosel-Camino (160 Kilometer), den Martinus-Pilgerweg (mit einem Wegenetz von insgesamt rund 2500 Kilometern) und die Wege der Matthiaspilger mit einem wohnortnahen Start im Bistum bis zum Apostelgrab in Trier. Eine Ausnahme ist ein Weg bei Wasserliesch an der deutsch-luxemburgischen Grenze. Das ist ein kleiner Weg, der dem Bedürfnis der Menschen, mit wenig Zeitaufwand wohnortnah zu pilgern, gerecht werden will.

Empfehlen Sie auch Tagestouren, oder „muss“ ein Pilgerweg ein Mindestmaß von Wegstrecke und Tagen haben?



▲ Wolfgang Vierbuchen, Herausgeber einer Broschüre über Pilgerwege im Bistum Trier. Foto: oh



▲ In Deutschland gibt es eine beachtliche Auswahl an Pilgerwegen. Darunter der St.-Rupert-Pilgerweg von Altötting nach Salzburg. Foto: KNA

Man sollte das nicht an einem Minimum festmachen. In unserer Broschüre nennen wir auch tagesfähige Wege – Etappen einer mehrtägigen Tour. Viele Wege kann man unterteilen, so dass man sich dort auch mal nur ein paar Stunden oder einen Tag lang bewegen kann. Auch so können Pilgernde schon die Kraft spüren, die solche Wege ausstrahlen.

Für wen eignen sich die von Ihnen vorgestellten Wege?

Diese wie auch andere regionale Pilgerwege in Deutschland eignen sich für Menschen, die nicht die Möglichkeit haben, sich auf den langen Jakobsweg zu machen. Man kann das vielleicht vergleichen mit der Idee der Labyrinth in den gotischen Kirchen des Mittelalters: Die Menschen haben damals in dem Kirchenlabyrinth die Chance bekommen, symbolisch einen Weg zu gehen, der ortsnah und jederzeit zugänglich war und angelegt, zu innerer Ruhe und göttlicher Nähe zu führen.

Pilgern auf deutschen Wegen andere Menschen als etwa auf dem Jakobsweg?

Die Menschen, die in Deutschland pilgern, unterscheiden sich wohl kaum von denen in Spanien. Manche, die bereits Jakobsweg-Erfahrung haben, suchen auf den

deutschen Wegen ähnliche Erlebnisse. Und andere bereiten sich dort für den Jakobsweg oder andere ausländische Pilgerwege vor.

Pilgert es sich auf unbekannteren Wegen anders?

Nicht unbedingt anders. Aber dort sind oft Menschen, die Ruhe suchen und in der Heimat das wieder erleben möchten – und auch für ihren Alltag benötigen –, was sie auf den großen Wegen bereits einmal erlebt haben.

Macht der Ruhe-Aspekt auch den Reiz aus, abseits von großen Routen unterwegs zu sein?

Der Jakobsweg birgt in der Tat die Gefahr, dass das Pilgern touristische Ausmaße annimmt. Pilger, die in Deutschland unterwegs sind, suchen vielleicht noch mehr eine Auszeit und Ruhe, um zu sich selbst zu kommen. Denn beim Laufen in der Natur reduziert sich das Leben auf das Wesentliche. Und ungestört kann man natürlich am besten über sich und das Leben nachdenken.

Das heißt, die meisten wandern dort eher alleine?

Nein, es gibt auch in Deutschland zahlreiche Pilgerführer, die Gruppen begleiten. In diesem Frühjahr sind gerade Pilgerbegleiter für den Hildegardweg bei Bingen, für den

Naturpark Hunsrück-Hochwald und andere Wege im Bistum Trier geschult worden. Denn manche Pilger suchen auch ein besonderes Gemeinschaftserlebnis mit Gleichgesinnten, das sie vielleicht an ihrem Heimatort oder ihrer Heimatpfarrei nicht mehr so finden: gemeinsam unterwegs zu sein und ein gemeinsames Ziel zu haben.

Was unterscheidet eigentlich einen Pilgerweg von einem Wanderweg?

Wir bilden im Bistum Trier seit 2013 Pilgergruppenleiter aus. Es ist uns immer wichtig gewesen, dass das nicht nur Wanderführer sind, sondern geistliche Begleiter. Das heißt, dass sie den Menschen, die mit ihnen auf dem Weg sind, zuhören, etwas spiegeln können und möglicherweise einen Teil ihres eigenen Glaubens weitergeben können. Ich glaube, dass manche Menschen mit dem Wandergedanken beginnen; und wenn sie auf dem Weg sind, merken sie, da gibt es noch mehr...

Spielt beim Pilgern vor der Haustür inzwischen auch die bessere Ökobilanz eine Rolle?

Durchaus, ein wohnortnahes Pilgern ohne große Anreise ist auch schöpfungskompatibler. Da kommen verschiedene Aspekte zusammen: Ich kann mir und meinem Körper mit gutem Gewissen etwas Gutes tun, ohne einem anderen etwas wegzunehmen oder der Natur zu schaden. Seitdem das Thema Klimaschutz in den Medien immer stärker durchschlägt, steigt das Bewusstsein, dass man beim Pilgern auf deutschen Wegen – also ohne aufwendige Anreise an ein weiteres Ziel – der Umwelt weniger schadet.

In den vergangenen Jahren sind hierzulande einige Wege neu erschlossen worden. Haben Sie einen Lieblingsweg, den Sie empfehlen können?

Mein Favorit ist und bleibt der Jakobsweg. Dort habe ich meine ersten Pilgererfahrungen gemacht, es waren meine eindrucksvollsten Erlebnisse. Der Jakobsweg stand bei mir nicht am Ende, sondern am Anfang meines Pilgerlebens. Er war sozusagen ein Türöffner und hat mich neugierig gemacht, auch zu Hause pilgern zu gehen. Für mich wird jeder Weg zum Pilgerweg, wenn ich ihn mit der entsprechenden Motivation und Offenheit angehe.

Interview: Angelika Prauß

Süß, lecker und ohne Zucker

Backen mit Honig: So gelingen Kuchen und Muffins

Rühr-, Biskuit- oder Hefeteig kann man statt mit Zucker auch mit Honig süßen. Für Mürbeteig eignet sich Honig dagegen nicht so gut, da das Gebäck zäh werden kann. Damit Kuchen und Muffins gut gelingen, gibt die Fachzeitschrift „Lebensmittel-Praxis“ folgende Tipps:

- Honig enthält Wasser. Deshalb kann man die Flüssigkeitsmenge im Teig um etwa 20 Prozent reduzieren.

- Honig hat eine höhere Süßkraft als Zucker. Es sollte ausreichen, ein Drittel weniger Honig als im Rezept für Zucker angegeben zu nehmen.

- Damit der Teig schön locker wird, gibt man pro 500 Gramm Mehl etwa einen halben Teelöffel mehr Backpulver hinzu.

- Durch den Honig wird der Teig schneller braun. Deshalb sollte man die Backtemperatur um zirka 20 Grad reduzieren und den Teig dafür etwas länger backen.

dpa



Himbeer-Bienenstich

Zutaten (Teig):

4 Eier
100 g Zucker
1 Pck. Vanillezucker
100 g Mehl
½ TL Backpulver

Zutaten (Belag):

25 g Butter
30 g Zucker
80 g Mandelblättchen

Zutaten (Füllung):

300 g Himbeeren
1 Becher Schlagsahne
1 Becher Schmand
3 EL Vanillezucker



Zubereitung:

Die Eier mit dem Zucker und dem Vanillezucker zehn Minuten schaumig rühren. Mehl und Backpulver mischen, darüber sieben und unterheben. Den Teig in eine mit Backpapier ausgelegte Springform (Ø 26 cm) füllen. Die Butter und den Zucker im Topf schmelzen, die Mandelblättchen unterrühren. Die Masse gleichmäßig auf dem Biskuit-Teig verteilen und etwa 30 Minuten bei 180° C (Ober-/Unterhitze) backen.

Den Biskuit gut abkühlen lassen. Dann einmal waagrecht durchschneiden. Den Boden mit einem Tortenring umschließen und mit den Himbeeren belegen. Die Sahne mit dem Vanillezucker steif schlagen, anschließend den Schmand unterrühren. Die Sahne-Schmand-Masse auf den Himbeeren verteilen und den Biskuitdeckel daraufsetzen. Den fertigen Kuchen mindestens 30 Minuten kalt stellen.

*Vielen Dank für dieses Rezept an unsere Leserin:
Manuela Steinsdorfer, 92431 Neunburg v. Wald*

Mitmachen und einschicken:

Sie erhalten 15 Euro für Ihr abgedrucktes Rezept.
Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost,
Kochredaktion, Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg.

Das Sonntagsrezept

„Mariathon“ für Afrika

Vom 17. bis 19. Mai findet bei Radio Horeb wieder der alljährliche „Mariathon“, ein weltweiter Spendenmarathon, statt, der den Aufbau von Radiostationen in den ärmsten Ländern der Welt unterstützt. Radio Horeb ist Mitglied der „Weltfamilie“ von Radio Maria, einem Verbund privater katholischer Radiosender. In mittlerweile 74 Ländern gibt es 81 Radio-Maria-Stationen.

Über das Radio – durch die Übertragungen von Eucharistiefiern, Gebeten und Katechesen – erfahren die Menschen in Afrika und weltweit Stärkung im Glauben. Außerdem haben Vermittlung von Bildung, Unterstützung familiärer Beziehungen, Prävention von Aids und anderen Krankheiten sowie Aufklärung zur Verhinderung weiblicher Genitalverstümmelung im Radioprogramm ihren festen Platz.

„Mit den Spenden unserer Hörer werden wir in diesem Jahr wieder Kenia beim Erwerb von Übertragungsfrequenzen unterstützen“, erzählt Pfarrer Dr. Richard Koche, Programmdirektor von Radio Horeb. „Erstmals begeben wir uns auf ein von der ‚Radio-Maria-Weltfamilie‘ bisher unbetretenes Terrain, den Südsudan, wo mit großen Hoffnungen die Gründung einer Radio-Maria-Station erwartet wird. Nach Jahrzehnten des Krieges sehnen

sich die Einwohner nach diesem Radio mit seiner Botschaft der Liebe und des Friedens. Und schließlich wollen wir der Demokratischen Republik Kongo helfen bei der Verbreitung des Radios in diesem riesigen Flächenstaat.“

Jean-Paul Kayihura, Kontinentalverantwortlicher für Radio Maria in Afrika, nennt die Spendenaktion von Radio Horeb „einen Wettlauf der Großzügigkeit und der Liebe“.

Spendenkonto:

IBAN: DE05 7336 9920 7007 2862 36

BIC: GENODEF1SFO

Empfänger: ICR e.V. Radio Horeb

Informationen:

www.horeb.org/mariathon

Hörerservice:

083 28/ 9 21-1 10

► Die Menschen im Südsudan freuen sich auf den christlichen Radiosender.

Foto: oh



radio horeb
Leben mit Gott



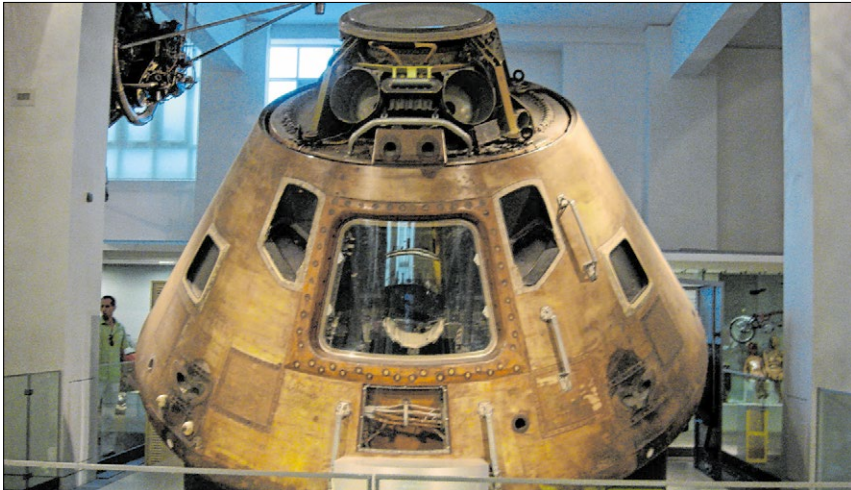
Helpen Sie uns, bei den Menschen zu Hause zu sein.

Mariathon 2019

www.horeb.org/mariathon



Radio Horeb finanziert sich ausschließlich über Ihre Spenden.



▲ Das Kontrollmodul „Charlie Brown“ von Apollo 10 im Londoner Science Museum.

VOR 50 Jahren

„Charlie Brown“ im Weltall

Die Generalprobe der Mondlandung war nicht fehlerfrei

Im Frühjahr 1969 liefen bei der Nasa die Vorbereitungen für das Projekt Mondlandung auf Hochtouren: In kurzen Abständen absolvierten Apollo-Raumschiffe letzte Testflüge. Die Mission von Apollo 10 galt dabei als Generalprobe – doch die Erprobung der Landefähre in der Mondumlaufbahn lief nicht zufriedenstellend. Nicht zu vergessen ist das Rätsel der „Weltraummusik“.

Die Crew bestand aus dem Kommandanten Tom Stafford, dem Piloten der Apollo-Raumkapsel John Young und dem Piloten der Mondlandefähre Eugene Cernan. Sie konnten nun nach Nasa-Tradition die Namen ihrer Fluggeräte selbst bestimmen: Das Apollo-Raumschiff nannten sie „Charlie Brown“, die Mondlandefähre „Snoopy“.

Als die „Saturn V“-Rakete am 18. Mai 1969 vom Kennedy Space Center in Florida abhob, liefen am benachbarten Startkomplex bereits die Vorbereitungen für Apollo 11. Der Aufstieg durch die Atmosphäre und die Zündung der Raketentufen verliefen reibungslos, und nach zwei Erdumrundungen nahm Apollo 10 Kurs auf den Mond.

Die ganze Welt konnte den Astronauten zusehen, denn zum ersten Mal übertrug die Nasa live und in Farbe aus dem Weltall. Nach dem Eintreten in die Mondumlaufbahn drei Tage später sollte die Crew fast alle Operationen der Apollo-11-Mission durchspielen – nur eben nicht landen. Stafford und Cernan kletterten in die Landefähre, koppelten sich von „Charlie Brown“ ab und begannen mit dem Abstieg ins Gravitationsfeld des Erdtrabanten.

15 Kilometer über der Mondoberfläche testeten sie das Bordradar. Doch dann kam es zu Problemen und die Rückkehr zur Apollo-Kapsel war erst nach mehreren Fehlversuchen möglich. Plötzlich begann „Snoopy“ wild zu kreiseln, weil die Astronauten versehentlich einen Befehl doppelt in den Flugcomputer eingegeben hatten.

Geistesgegenwärtig konnte Stafford den Computer abschalten und die Fluglage in letzter Sekunde manuell korrigieren – wenige Umdrehungen später wäre das Steuerungssystem unumkehrbar blockiert worden. Die Mondlandefähre wäre auf der Mondoberfläche aufgeschlagen, was beide Astronauten nicht überlebt hätten.

Kein Wunder, dass Stafford und Cernan einige Flüche über die Lippen kamen, die als Teil der Nasa-Liveübertragung später für Proteste mancher Zuhörer sorgten. Bei ihrem Rückflug trat die Apollo-Kapsel mit fast 40000 Kilometer pro Stunde in die Erdatmosphäre ein, bis heute die höchste von Menschen erreichte Geschwindigkeit. Dann landete sie im Pazifik, wo die Crew geborgen wurde.

Es bleibt noch ein letztes Rätsel: Als sich die Apollo 10 im Nasa-Funkschatten befand, hörten die Astronauten über die Bordlautsprecher eine Stunde lang pfeifende Funksignale ungeklärten Ursprungs, die sie „Weltraummusik“ nannten. Die Tonbandaufnahmen wurden erst 2016 von der Nasa freigegeben. Während Ingenieure lediglich Schallwellenüberlagerungen zwischen Kapsel und Landemodul vermuten, spekulieren Verschwörungstheoretiker über ein Signal von Außerirdischen.

Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

18. Mai Erich, Felix

Vor 130 Jahren wurde der US-amerikanische Maschinenbauingenieur und Chemiker Thomas Midgley († 1944) geboren. Er entwickelte unter anderem die Fluorchlorkohlenwasserstoffe (FCKW). Bei deren Freisetzung in der Atmosphäre werden Teile der Ozonschicht abgebaut, was zu gefährlichen Ozonlöchern führt. Ein Historiker sagte, dass Midgley „mehr Auswirkung auf die Atmosphäre hatte als jeder andere Organismus in der Erdgeschichte“.

19. Mai Ivo, Konrad



Lorenzo Ganganelli wurde 1769 zum Papst gewählt. Er nannte sich Clemens XIV. und war nach langer Zeit wieder ein Papst mit bürgerlicher Herkunft. Fünf Jahre später, kurz vor seinem Tod, war er fest überzeugt, dass die Jesuiten ihn vergiften wollten, weil er ihren Orden hatte aufheben lassen.

20. Mai Bernhardin, Elfriede, Valeria

Die Mehrheit der isländischen Bevölkerung stimmte vor 75 Jahren für eine uneingeschränkte Unabhängigkeit von Dänemark. 1918 hatte Island einen Unionsvertrag mit den Dänen unterschrieben: Die Außenpolitik wurde daher noch von dänischer Seite bestimmt.

21. Mai Hermann Josef, Konstantin

1944 wurde Mary Robinson geboren. Die frühere irische Staatspräsi-

dentin war von 1997 bis 2002 UN-Hochkommissarin für Menschenrechte. Sie setzt sich besonders für Klimagerechtigkeit ein.



22. Mai Emil, Julia, Rita

Vor 25 Jahren entschied Papst Johannes Paul II. mit dem apostolischen Schreiben „Ordinatio sacerdotalis“ endgültig und unmissverständlich in der Frage des Frauen-Priestertums: Die Kirche habe „keinerlei Vollmacht“, Frauen die Priesterweihe zu spenden (siehe auch Seite 7).

23. Mai Desirée, Renate

Konrad Adenauer verkündete als Präsident des Parlamentarischen Rates 1949 das Grundgesetz für die Bundesrepublik. Der Begriff „Grundgesetz“ sollte dabei auf einen provisorischen Charakter hinweisen. Mit seinem Inkrafttreten am folgenden Tag war die Bundesrepublik Deutschland gegründet.

24. Mai Dagmar, Esther

Queen Victoria (Foto unten) war vor Elisabeth II. mit 63 Jahren Regierungszeit die längste amtierende britische Monarchin. Sie wurde 1819 in London geboren. Die Königin gab in Kunst und Literatur einem ganzen Zeitalter seinen Namen. Ihre Herrschaft fiel in die sozialen Umbrüche der industriellen Revolution, in die Zeit des Imperialismus und einer langen Weltwirtschaftskrise.

Zusammengestellt von Ch. Röder

Queen Victoria hatte fünf Töchter und vier Söhne mit ihrem einzigen Mann Prinz Albert.



SAMSTAG 18.5.

▼ Fernsehen

- ☉ 17.35 ZDF: **Europa in Bewegung.** Grenzenlos arbeiten, reisen, leben. Doku.
- 18.45 MDR: **Glaubwürdig.** Sebastian Kollwee arbeitet als Sozialassistent in einem Altenpflegeheim.
- ☉ 21.45 Arte: **Zwischen Lust und Pflicht.** Queen Victoria. Doku, D 2018.

▼ Radio

- 6.20 DKultur: **Wort zum Tage.** Verena Tröster, Köln (kath.).

SONNTAG 19.5.

▼ Fernsehen

- ☉ 9.30 ZDF: **Katholischer Gottesdienst** aus der Kirche St. Paul in Königswiesen/Regensburg. Zelebrant: Studentenpfarrer Hermann Josef Eckl.
- ☉ 10.15 MDR: **Die Küste der Piraten.** Kapitän De Monterey wird zu Unrecht beschuldigt, mit Piraten unter einer Decke zu stecken, und zu Zwangsarbeit verurteilt. Er entkommt und flieht ins Piratennest Tortuga. Abenteuerfilm mit Lex Barker, It/F 1960.
- ☉ 14.45 ZDF: **Diana.** Drama über die „Königin der Herzen“ mit Naomi Watts.
- ☉ 19.30 ZDF: **Terra X.** Faszination Wasser. Teil zwei der Doku, D 2019.

▼ Radio

- 8.35 DLF: **Am Sonntagmorgen.** Ins Abenteuer gerufen. Das Leben als Heldengeschichte. Von Thomas Macherauch (kath.).
- 10.00 Horeb: **Heilige Messe** aus St. Anton in Balderschwang (Bistum Augsburg) im Rahmen der Spendenaktion Mariathon.

MONTAG 20.5.

▼ Fernsehen

- ☉ 20.15 ZDF: **Grenzland.** Krimi über Fremdenfeindlichkeit im Burgenland.
- 20.15 ARD: **Kassensturz Europa.** Ungleich erfolgreich. Doku, D 2019.

▼ Radio

- 6.35 DLF: **Morgenandacht.** Katharina Pomm, Apolda (kath.). Täglich bis einschließlich Samstag, 25. Mai.
- 19.30 DKultur: **Zeitfragen Feature.** 70 Jahre Grundgesetz. Gekommen, um zu bleiben. Sind wir noch in einer guten Verfassung?

DIENSTAG 21.5.

▼ Fernsehen

- 20.15 RBB: **Geheimnisvolle Orte.** Das Hotel Adlon am Brandenburger Tor.
- ☉ 21.00 MDR: **Die Dresdner Frauenkirche.** Hoffnung, Versöhnung, Sandstein. Doku.

▼ Radio

- 19.30 DKultur: **Zeitfragen Feature.** 70 Jahre Grundgesetz. Eigentum verpflichtet. Über einen löblichen Verfassungsgrundsatz.

MITTWOCH 22.5.

▼ Fernsehen

- ☉ 19.00 BR: **Stationen.** Typisch Frau!?
- 20.15 Kabel 1: **Catch Me If You Can.** Katz-und-Maus-Spiel mit Leonardo DiCaprio und Tom Hanks.

▼ Radio

- 19.30 DKultur: **Zeitfragen Feature.** 70 Jahre Grundgesetz. Frankfurt, Weimar, Bonn. Deutsche Verfassungsgeschichte.
- 20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** „Ich wollte immer das Lächeln malen.“ Francis Bacons schreiende Päpste.

DONNERSTAG 23.5.

▼ Fernsehen

- ☉ 20.15 NDR: **Länder, Menschen, Abenteuer.** Am Schwarzen Meer. Doku.
- 22.40 WDR: **Menschen hautnah.** Mehr als ein Bruder. Wenn Geschwisterliebe überfordert. Die Brüder Sascha und Marcel sind ein Herz und eine Seele. Doch Marcells Behinderung stellt die ganze Familie vor Herausforderungen.

▼ Radio

- 19.30 DKultur: **Zeitfragen Feature.** 70 Jahre Grundgesetz. Die Grenzen der Forschungsfreiheit.

FREITAG 24.5.

▼ Fernsehen

- ☉ 20.15 ARD: **Hotel Heidelberg.** Weil Hotelchefin Annette rund um die Uhr arbeitet, gerät ihre Ehe in die Krise. Drama, D 2019.

▼ Radio

- 15.00 DKultur: **Kakadu. Entdeckertag für Kinder.** Nackt – Warum wir wo wann was anziehen.

☉: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Bescheidenes Städtchen am Rhein

Im Mai 1949 wurde das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland verabschiedet – und die bis dato unauffällige kleine Stadt Bonn zur Hauptstadt. Als Provisorium, wie immer wieder betont wurde, aber für 40 Jahre sehr erfolgreich auf eine ganz eigene Art. Bonn stand für den neuen Stil, mit dem der westdeutsche Staat international um Vertrauen werben wollte: bescheiden, pragmatisch, unaggressiv. Erst mit der Wiedervereinigung ging die Zeit der Hauptstadt am Rhein zu Ende. Hochrangige Gäste aus dem Ausland – 1965 Queen Elizabeth II. (Foto) – statteten Bonn einen Besuch ab: „Einmal Hauptstadt und zurück“ (WDR, 24.5., 20.15 Uhr).

Foto: WDR/picture alliance/Kurt Rohwedde



Eine der Mütter des Grundgesetzes

Bonn 1948: Die Politikerin und Juristin Elisabeth Selbert (Iris Berben, rechts) kämpft unermüdlich für die Aufnahme des Satzes „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“ in das Grundgesetz der zukünftigen Bundesrepublik Deutschland. Trotz vieler Widerstände gibt sie nicht auf und erlebt die „Sternstunde ihres Lebens“ (ARD, 22.5., 21.30 Uhr). Nicht nur ihre Kolleginnen aus dem Parlament, selbst ihre Sekretärin Irma (Anna Maria Muehe) steht Selbert zunächst skeptisch gegenüber. Sie versteht nicht, wie wichtig die Ziele sind, die ihre Chefin durchzusetzen versucht. Foto: WDR/ARD

Degeto/Martin Rottenkolber

Mit dem Papst gegen Menschenhandel

Polizei, Kirche und Sozialarbeiter vereint gegen den Menschenhandel: 2014 hat Papst Franziskus die Santa Marta Group initiiert, eine Art Soko, die staatliche und kirchliche Verbrechensbekämpfung bündelt. Bei der Gründung haben sich 24 internationale Polizeivertreter in dem von Papst Franziskus angestoßenen Pakt verpflichtet, in ihren Ländern Netzwerke gegen den Menschenhandel aufzubauen. Mittlerweile sind Vertreter aus über 30 Ländern dabei. Es scheint ein Erfolgskonzept zu sein. Doch die Santa Marta Group ist nicht die einzige Initiative des Vatikans zur Verbrechensbekämpfung: „Schleuser, Schurken und der Papst“ (3sat, 22.5., 12 Uhr).

Senderinfo

katholisch1.tv

im Internet www.katholisch1.tv, Satellit Astra: augsburg tv (Senderkennung „a.tv“), sonntags 18.30 Uhr; TV Allgäu (Senderkennung „Ulm-Allgäu“), sonntags 19.30 Uhr.

Radio Horeb

im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.



Impulse aus der Bibel

Ulrike Kriener lernt bei einem Schweigeseminar einen uralten Text kennen – und ist fasziniert von seiner erfrischenden nüchternen Weltsicht. Das Buch „Alles ist Windhauch“ mit Audio-CD enthält das Buch Kohelet nach der Einheitsübersetzung. Die Schauspieler reflektiert, was die Sprichwörter in ihr auslösen, wie die Lebensweisheiten sie berühren und welche Impulse sie dem Text verdankt. Stimmungsvoll begleitet wird dies von der Musikgruppe Quadro Nuevo.

Wir verlosen drei Bücher mit Audio-CD. Wer gewinnen will, schicke eine Postkarte oder E-Mail mit dem Lösungswort des Kreuzworträtsels und seiner Adresse an:

Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost
 Rätselredaktion
 Henisiusstraße 1
 86152 Augsburg
 E-Mail: redaktion@suv.de

Einsendeschluss: 22. Mai

Über das Buch „Eis zum Frühstück“ aus Heft Nr. 18 freuen sich:

- Klaus Bachhuber**, 85290 Geisenfeld,
- Ingrid Erceg**, 86368 Gersthofen,
- Helmut Herbort**, 34369 Hofgeismar,
- Gabi Landthaler**, 89165 Dietenheim,
- Maria Zapf**, 95686 Fichtelberg.

Herzlichen Glückwunsch! Die Gewinner aus Heft Nr. 19 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

Schauspieler	nord-amerikanischer Staat	Schwarzseherei	Ort am Ijssel- Meer	feinzerkleinerte Speise	Nestor- papagei	männliches Haustier	koreanische Münzeinheit	Sektor, Spezial- bereich		
Koch- raum										
						venezia- nischer Maler		deutsche Vorsilbe: schnell		
Richt- schnur, Norm		Schnee- gleit- brett			Schmier- stoff- abfall					
				Witz der Woche Der Anwalt liest den Verwandten den Letzten Willen eines reichen Verstorbenen vor: „Und an Heinz, dem ich versprach, ihn in meinem Testament zu erwähnen: ‚Hallo Heinz, alter Knabe, einen herzlichen Gruß! Machs gut!‘“ <i>Eingesendet von Helmut Blust, Königsfeld.</i>						
türk. Anis- brannt- wein		ohne zu handeln					überein- stim- mend		männ- licher franz. Artikel	
„Vater“ in der Kinder- sprache	eine Märchen- figur						Roman von King (engl.)			engli- scher Graf
juristi- sche Abk. für Drogen							präsent		See- manns- gruß	
molda- wische Währung			früherer östr. Adels- titel	Bein- gelenk	Teil der Fahr- bahn	englisch: nach, zu	Rasse			
				Sitz- möbel				hoch- betagt		
Magen- teil der Wieder- käufer			Überzie- hungs- kredit (Kw.)				Vorn. v. Ex-Ten- nisprofi Korda	griech. Göttin der Zwie- tracht		
alkohol. Frucht- mix- getränk				Kurz- form von Alfred		Lan- dungs- brücke				
			Umlaut	Kiefern- art				Kfz.-Z. Rastatt		
Tanz- schritt (franz.)		den Mund betref- fend				sehr ab- schüssig				
eng- lischer Artikel			nicht selten			Eisen- fraß				

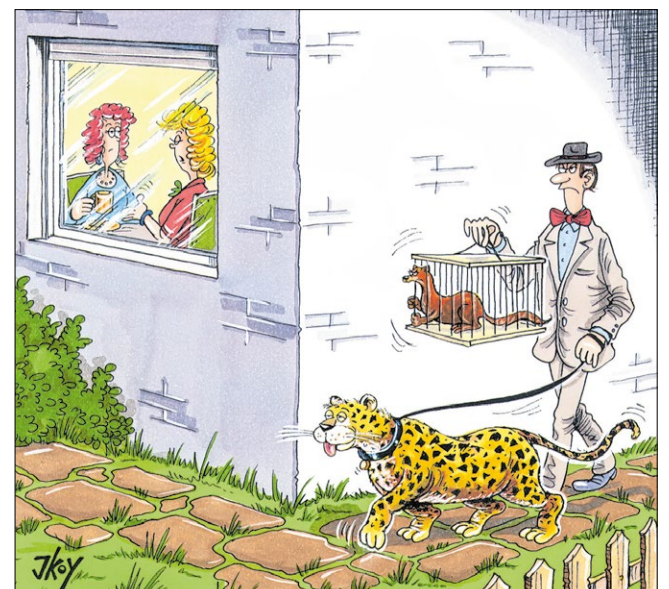
1	2	3	4	5	6	7
---	---	---	---	---	---	---

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 7:
Frischgeborener Waldbewohner
 Auflösung aus Heft 19: **MUTTERLIEBE**



„Korbinian holt heute unsere Erbschaft ab: einen Jaguar und für mich einen echten Zobel!“

Illustration:
Jakoby



Erzählung

Ich habe einen Stich

„Au!“, schrie ich. Auf einmal hatte mich etwas ganz fein, aber empfindlich ins Bein gestochen. Ich schrieb weiter, aber nicht lange, da stach es schon wieder. Ich klatschte auf die Stelle und rief: „Du Biest!“

„Ich muss doch sehr bitten!“, sagte das Insekt und nahm auf einem Buch in sicherer Entfernung Platz. „Erst einen überfallen und dann auch noch beleidigen!“ „Wer hat denn angefangen?“, fragte ich empört. „Habe ich vielleicht Sie gestochen oder Sie mich?“ „Deshalb brauchen Sie noch nicht handgreiflich zu werden. Es geschah in Ausübung meines Berufs, belieben Sie das bitte zu beachten.“

„Was ist denn Ihr Beruf, wenn man fragen darf?“ Würdevoll antwortete es: „Ich steche Waden.“ „Das ist kein Beruf“, sagte ich entrüstet, „sondern grober Unfug!“ „So? Was treiben denn Sie? Sie stechen doch auch, wie ich sehe. Sie stechen Papier, nicht wahr?“ „Sie sind ein Dummkopf. Das ist kein Stachel, sondern ein Bleistift. Der Mensch sticht nicht, er schreibt. Aber davon verstehen Sie nichts.“

„Wadenstecher“, fuhr ich kopfschüttelnd fort. „Ein schöner Beruf! Wenn das nun jeder machen wollte! Stellen Sie sich vor, ich besorgte mir eine Nadel, schliche von Wade zu Wade und stäche überall hinein, in

seidige Mädchenhaut, haariges Mannsfell, salziges Fischerleder, braune Freiluftpelle und weiße Büropelle, wie es gerade käme. Das ist doch unwürdig und lächerlich!“

„Selber Dummkopf“, sagte der Wadenstecher. „Was hätten Sie denn davon? Um die Ohren würden Sie kriegen!“ „Stimmt“, bestätigte ich. „Sie aber werden gleich plattgeschlagen, dass Sie in keinen Sarg mehr passen.“

„So kamen meine Schwestern ums Leben“, seufzte er. „Man darf sich eben nicht erwischen lassen. Einen Moment nicht aufgepasst, schon bist du platt. Denn die Menschen haben keine Spur Verständnis für unsere Arbeit, und wir schweben fortwährend in Lebensgefahr.“

„Dann lassen Sie es doch bleiben! Nehmen Sie doch Vernunft an, schulen Sie um auf einen weniger gefährlichen Beruf!“ „Niemals“, sagte er stolz. „Mein Vater stach Waden, mein Großvater stach Waden. Alle meine Vorfahren stachen Waden. Mein Herr, wir haben schon Arminius und Thusnelda gestochen!“ Er suchte in meinen Augen nach Bewunderung und fuhr fort.

„Das Wadenstechen ist in unserer Familie überliefert seit Julius Cäsar, den wir übrigens auch in Arbeit hatten, und wir haben das Handwerk vervollkommen und verfeinert von Generation zu Generation, so dass man heute mit Recht von der Kunst



des Wadenstechens spricht. Lautlos sich heranpirschen, landen wie ein Hauch, unmerklich die Bohrung ansetzen, ah, das kann nicht jeder, das will gelernt sein!“

„Ich glaub's. Aber warum muss es denn die Wade sein! Stechen Sie doch was anderes. Wie wäre es mit Spargel?“ „Sache der Spargelfliege. Ich pfusche Spezialisten nicht ins Handwerk.“ „Dann stechen Sie Unkraut! Bei mir im Garten können Sie gleich anfangen.“ „Niemals!“, wiederholte er entschieden. „Sie haben ja einen Stich.“

So eine Unverschämtheit! Das Insekt wedelte mit einem Flügel und rief: „Wir wollen täglich Blut, verehrter Herr. Das Blutsaugen liegt den Blutsaugern im Blut! Und jetzt genug geplaudert, die Pflicht ruft!“

Er hob ab im Senkrechtstart und verschwand. Wo war er geblieben? „Au!“, schrie ich. So ein Schurke! Mit der Pflicht hatte er meine Wade gemeint. Jetzt hatte ich nicht einen Stich, sondern drei. So ein freches Biest! Aber ein Meister seines Faches war er, das muss man ihm lassen.

Text: Hellmut Holthaus; Foto: gem

Sudoku

		2	3	4				1	5
				9	2	8			7
8	6	4						3	9
			5		2	1	9	4	
1	2	3	8		4	7			
4	9	5		1	7	3			
			2	6	9	5	4		
2	3	9		8		6	7		
5	4					9	8	2	

Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 19.

	8	2							3
4	3						7		8
			3	8	1				2
1	8		2		4				
7	4				9	8			
			8	4					9
	4	6		3					5
			6	5	4				
9	5					6	2		4





Hingesehen

Zum Abschluss seiner Balkan-Reise hat Papst Franziskus vorige Woche im nordmazedonischen Skopje das Mutter-Teresa-Gedenkhaus besucht. Dort segnete er den Grundstein für eine Gedächtniskirche der 2016 heiliggesprochenen Ordensgründerin. In einem Gebet bat der Papst um „die Gnade, dass auch wir Zeichen der Liebe und der Hoffnung in unserer Zeit seien, die so viele Notleidende, Verlassene, Ausgegrenzte und Ausgewanderte kennt“. Das Gedenkhaus steht an der Stelle der durch ein Erdbeben 1963 zerstörten Taufkirche Mutter Teresas. Die unter dem Namen Agnes Gonxha Bojaxhiu (1910 bis 1997) geborene Ordensfrau ist die berühmteste Tochter der Stadt Skopje.

Text/Foto: KNA

Wirklich wahr

Der Wiener Stephansdom hat eine Reliquie von Johannes Paul II. erhalten. Die Übergabe fand im Rahmen eines Gottesdienstes statt, berichtete die Presseagentur Kathpress. Dem Gottesdienst stand der Lemberger Erzbischof Mieczysław Mokrzycki vor, einstiger Papst-Sekretär und Vertrauter von Johannes Paul II. Der 2014 heiliggesprochene Papst hat im Laufe seines Lebens dreimal den Stephansdom besucht.



Johannes Paul II. wurde am 18. Mai 1920 mit dem bürgerlichen Namen Karol Wojtyła in Wadowice (Polen) geboren. Er war von 16. Oktober 1978 bis zu seinem Tod 26 Jahre und fünf Monate lang Papst. Johannes Paul II. starb am 2. April 2005 im Vatikan.

Am 1. Mai 2011 sprach ihn sein Nachfolger Papst Benedikt XVI. in Rom selig, am 27. April 2014 sprach Papst Franziskus ihn heilig.

Text/Foto: KNA

Wieder was gelernt

1. Mutter Teresa war auch bekannt als der Engel von ...

- A. Rom
- B. Kalkutta
- C. Skopje
- D. São Paulo

2. Welche Auszeichnung erhielt sie 1979?

- A. Friedensnobelpreis
- B. Silvesterorden
- C. Bundesverdienstkreuz
- D. Karlspreis

Lösung: 1 B 2 A

Zahl der Woche

78

Prozent der Deutschen nehmen regelmäßig ein klassisches Abendbrot mit kalter Küche ein. Dies ergab eine repräsentative Befragung des Marktforschungsinstituts „Rheingold Salon“ in Köln. Dabei seien Werte wie Gemeinschaft (72 Prozent), Ruhe (80,1 Prozent) sowie eine ungezwungene Atmosphäre (92 Prozent) den Befragten besonders wichtig.

Die Studie untersuchte zudem die Komponenten des Abendbrots. Zu 68 Prozent wurde dem Brot die zentrale Rolle zugeteilt, gefolgt von Wurst (61 Prozent) und Käse (60 Prozent). Darauf folgten Salat und frisches Gemüse.

Auch die psychologische Bedeutung wurde untersucht. Die Teilnehmer gaben an, das Abendbrot häufig mit dem christlichen Abendmahl zu verbinden. Verschiedene Werte wie Gemeinschaft, Privatheit und Kräftigung fänden sich sowohl im christlichen Kontext als auch in der Abendbrot-Kultur der Deutschen wieder. KNA

Impressum

Katholische Sonntagszeitung für Deutschland

Sankt Ulrich Verlag GmbH
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
www.katholische-sonntagszeitung.de

Geschäftsführer:
Johann Buchart

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion:
Dr. Peter Paul Bornhausen,
Victoria Fels (Nachrichten),
Romana Kröling, Simone Sitta

Nachrichten:
Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches.

Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 36 vom 1.1.2019.

Anzeigenschluss: 10 Tage vor Erscheinen

Mediendesign und Marketing:
Cornelia Harreiß-Kraft
Telefon: 08 21/5 02 42-39

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg.

Bankverbindung:
LIGA Bank eG
Konto-Nr. 115800, BLZ 75090300
IBAN DE51750903000000115800
BIC GENODEF1M05



Leserservice und Vertrieb

Vertrieb: Karola Ritter
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg

Telefon: 0821/50242-13
Fax: 0821/50242-80
E-Mail: vertrieb@suv.de

Bezugspreis:
Vierteljährlich EUR 22,35.
Einzelnummer EUR 1,80.
Bestellungen nimmt der Abonentenservice entgegen.

Abbestellungen sind sechs Wochen vor Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Die Himmelskönigin krönt der Mai

Warum der „Wonnemonat“ von besonderer Marienfrömmigkeit geprägt ist

„Maria, Maienkönigin, dich will der Mai begrüßen“, heißt es in einem der beliebten und bekannten Marienlieder, die man oft während des „Wonnemonats“ singt. Maiandachten prägen diesen Monat. Gerne und häufig versammelt man sich, um vor dem aufwendig geschmückten Marienaltar zu beten und zu singen.

Es ist interessant, dass der Brauch, im Monat Mai besonders die Gottesmutter Maria zu ehren, schon sehr alt ist. Eigentlich hat man in frühchristlicher Zeit den Mai genutzt, um für eine gute Ernte zu beten. Er ist eben jener Frühlingsmonat, in dem die Saat auf die Felder ausgebracht wird und man spürt, dass die Natur nach und nach wieder aufblüht. Bis heute betet man in den Bitttagen vor Christi Himmelfahrt um gutes Wetter. Mit Flurumgängen danken die Gläubigen Gott für seine Schöpfung und vertrauen sie seiner Güte an.

„Schönste Blume Gottes“

Dennoch ist diese Sorge um die Schöpfung im Mai zugunsten der Gottesmutter Maria in den Hintergrund getreten. Dies ist besonders im 19. Jahrhundert geschehen, in dem die Maiandachten, die schon in der Barockzeit entstanden waren, und die marianische Volksfrömmigkeit auch in Deutschland einen Aufschwung erlebten. Gerade die Blütenpracht des Mai lenkte den Blick auf Maria, die „schönste Blume Gottes“ (Alois Albrecht), und macht deutlich, dass mit Maria die neue Schöpfung ihren Anfang genommen hat.

In manchen Gegenden ist es noch heute üblich, auch zu Hause einen Maialtar aufzubauen. Eine Statue der Gottesmutter wird an einem besonderen Ort aufgestellt und mit allerlei Blumen geschmückt. Meist zieren einen solchen Maialtar Birkenzweige, Tulpen und Lilien. Da dieses Brauchtum vielerorts in Vergessenheit geraten ist, wird zumin-



▲ *Marienkronung: Dieses Andachtsbild aus Elfenbein (Walters Art Museum, Baltimore) entstand im 14. Jahrhundert in England.*

Foto: gem

dest der Marienaltar in den Kirchen im Mai mit einem üppigen Blumenschmuck geehrt.

Kehrseite der Theologie

Um die Zeit des Ersten Vatikanischen Konzils (1869 bis 1870) erlebte die Verehrung der „Maienkönigin“ einen Aufschwung. Dies hängt möglicherweise mit der Konzentration auf das Papstamt und

dessen Unfehlbarkeit zusammen, die auf dem Ersten Vatikanum einen Höhepunkt erreichte. Während hier theologische Ideen dominierten, die vor allem den Papst und die Kirche im Blick hatten, galt die aufkommende Marienfrömmigkeit den einfachen Gläubigen.

Maria wurde als die Frau aus dem Volk verehrt, die sich auf Gottes Plan einlässt und ihm ihr Ja zuspricht. Die Maiandachten, die eher

von einem romantischen Zug geprägt waren, sprachen die Gefühle der Gläubigen an und bildeten die Kehrseite der hohen Theologie, wie sie in Rom betrieben wurde. Während der Papst in immer größere Distanz zu den Gläubigen rückte, fanden die Menschen in Maria eine Gleichgesinnte: Da sie selbst nur ein einfaches Mädchen aus dem Volk war, konnten sich viele Menschen sehr leicht mit ihr identifizieren. Daher erhielten die Maiandachten in dieser Zeit einen so großen Zulauf.

Es ist übrigens gar nichts Ungewöhnliches, einen Monat oder eine bestimmte Zeit im Jahr mit einem Heiligen oder mit einem besonderen Fest zu verbinden: Sehr alt ist der Brauch des „Mariendreißigers“ von Mariä Aufnahme in den Himmel, 15. August, bis zum Fest Kreuzerhöhung, 14. September. Der Juni ist besonders der Verehrung des Heiligsten Herzen Jesu gewidmet, der Monat der Engel ist der September, Mai und Oktober sind Marienmonate.

Von Maria lernen

Wenn sich die Gläubigen im Mai versammeln, um miteinander in Maiandachten auf Maria zu schauen, dann ist das mehr als ein Ausdruck der Volksfrömmigkeit. Denn Maria zeigt, wie ein gutes christliches Leben gelingen kann. Von ihr können die Menschen lernen, was es heißt, ihr Leben Gott anzuvertrauen und auf Christus zu hören.

Zusammen mit Maria schauen sie auf ihren Sohn, zusammen mit ihr glauben sie an Gottes unverbrüchliche Liebe, die er ihnen zuhächst in Christus erwiesen hat. Maria ist ein Vorbild im Glauben. Sie ist die Erste, die geglaubt und sich ganz und gar Gottes Heilsplan anvertraut hat. Deshalb können die Menschen auf sie blicken und von ihr lernen, was es heißt, ein christliches Leben zu gestalten.

Fabian Brand

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt mit Spendenaufruf von Priesterausbildungshilfe e.V., Bonn. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.

Kaufgesuche

Wir kaufen
Wohnmobile + Wohnwagen
03944-36160, www.wm-aw.de Fa.

Verschiedenes

Schmalfilm & Video auf DVD
Super8, Normal8, Doppel8
Alle Formate VHS, Hi8, MiniDV
www.filme-sichern.de · 08458 / 38 14 75



© Andreas Heirmsdorf_pixello.de

*Durch alle Worte der Heiligen Schrift sagt Gott nur ein Wort: sein eingeborenes Wort, in dem er sich selbst ganz aussagt.
Katechismus der Katholischen Kirche*

**DIE
BIBEL
LEBEN
TAG FÜR TAG**

Sonntag, 19. Mai
Liebt einander! Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben. (Joh 13,34)

Liebe. Die Tagesevangelien dieser Woche entfalten den zentralen Auftrag, den Jesus seinen Freunden mit auf den Weg gibt: Nächstenliebe, gleichsam als Visitenkarte für uns Christen. Manchmal scheint mir das abgedroschen, fast schon banal. Doch wenn ich ehrlich auf mein Leben schaue, merke ich, wie oft ich hinter diesem Anspruch zurückbleibe. Fangen wir heute neu an!

Montag, 20. Mai
Wenn jemand mich liebt, wird er mein Wort halten. (Joh 14,23)

Am Wort Gottes festhalten. Zentrales Kriterium für die gelebte Liebe zu Gott und den Mitmenschen ist das Wort Gottes. Um in der Liebe zu wachsen, ist es mein Auftrag, täglich die Heilige Schrift zu meditieren und so zu verinnerlichen, dass ich daraus mein Leben gestalten kann.

Dienstag, 21. Mai
Meinen Frieden gebe ich euch ... Euer Herz beunruhige sich nicht und verzage nicht. (Joh 14,27)

Friede. Eine wesentliche Frucht der Liebe ist der Friede und die angstfreie Gelassenheit des Herzens. Immer ist das ein Geschenk, eine Gabe, die wir uns nicht verdienen und die wir nicht „machen“ können. Vertrauen wir auf den liebevollen Herrn, der seine Zusage einlöst!

Mittwoch, 22. Mai
Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und in wem ich bleibe, der bringt reiche Frucht. (Joh 15,5)

Bleiben und Frucht bringen. Das Bildwort vom Weinstock steht in einer engen Beziehung zur gelebten Liebe. So wie

es zwischen Weinstock und Rebe eine Verbindung braucht, dass der Lebenssaft fließen kann, gehören Gottesliebe – das Bleiben – und Nächstenliebe – das Fruchtbringen – zusammen.

Donnerstag, 23. Mai
Dies habe ich euch gesagt, damit meine Freude in euch ist und damit eure Freude vollkommen wird. (Joh 15,11)

Vollkommene Freude. Heute beginnt die 72-Stunden-Sozialaktion des BDKJ (Bund der deutschen katholischen Jugend). Für tausende Jugendgruppen im ganzen Bundesgebiet geht es nun endlich los. Nach vielen Monaten der Vorbereitung starten sie in ihre Projekte, die alle ein Ziel haben: Die Welt ein Stück besser machen. Wenn das kein Grund zur Freude ist!

Freitag, 24. Mai
Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt. (Joh 15,13)

Hingabe. Der selbstlose Einsatz für andere zeichnet die 72-Stunden-Aktion aus. Jugendliche und junge Erwachsene geben dem Glauben Hand und Fuß – durch ihren Einsatz, ihre Hingabe. Sie sind uns in diesen Tagen lebendiges Vorbild.

Samstag, 25. Mai
Der Sklave ist nicht größer als sein Herr. (Joh 15,20)

Demut – Mut zum Dienst. Treffender könnten die Übungen und Betrachtungen zur Liebe in dieser Woche nicht abschließen. Liebe erweist sich im konkreten Dienst am anderen in der Spur Jesu. Dabei haben Selbstüberhöhung und Arroganz keinen Platz.



Sr. M. Daniela Martin ist Franziskanerin des Crescentiaklosters Kaufbeuren. Sie leitet als Pastoralreferentin die katholische Jugendstelle Kaufbeuren.

Ihr Geschenk zur Firmung!

YOU! MAGAZIN

www.youmagazin.com

Begeisterung wecken – YOU! ist das katholische Magazin für Jugendliche zwischen 12 und 18 Jahren. YOU!Magazin spricht junge Menschen in ihrer Sprache an.

Orientierung geben – YOU!Magazin greift die Themen auf, die Jugendliche beschäftigen: Stars, Musik, Kino, Liebe, aber auch Fragen zum Glauben und zur Kirche.

Freude schenken – Verschenken Sie YOU! Das Magazin erscheint alle zwei Monate und kann als Einzelheft oder als Abonnement bezogen werden.



©Daniel Ernst - stock.adobe.com

Ja, ich verschenke YOU!Magazin

Bestellcoupon

YOU!Magazin wird mit der nächsten erreichbaren Nummer zugestellt.

- Einzelheft 2,90 EUR Schnupperabo* 7,00 EUR Jahres-Abo* 14,70 EUR
6 Monate, 3 Ausgaben *nur für Neu-Abonnenten, verlängert sich nach Ablauf automatisch auf das Jahresabo zum Normalpreis
12 Monate, 6 Ausgaben *darüber hinaus bis auf Widerruf

Bitte schicken Sie YOU!Magazin an:

Name / Vorname _____ Straße / Hausnummer _____

PLZ / Ort _____

Bitte schicken Sie die Rechnung an:

Name des Auftraggebers _____ Straße / Hausnummer _____

PLZ / Ort _____ E-Mail _____

IBAN _____ BIC _____

Zahlung per Bankeinzug gegen Rechnung

Datum _____ Unterschrift _____

Bitte ausfüllen und einsenden an:

Sankt Ulrich Verlag GmbH, Leserservice,
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg, Telefon 0821/50242-53,
Telefax 0821/50242-80, E-mail: info@youmagazin.com